



Berlin, den 27. Januar 1900.

Antike Humanität.

Unter Humanität verstehe ich, was das Wort besagt: echte Menschheit und Menschlichkeit, eine Beschaffenheit und ein Verhalten des Menschen, die der Idee des Menschen entsprechen. Ich behaupte nun, daß die Hellenen und die hellenisch gebildeten Römer als die Ersten und in der alten Welt die Einzigen in diesem Sinne human gewesen sind. Gegen diese Ansicht werden gegenwärtig vier Einwürfe erhoben: 1. Der Begriff der Humanität ist widersinnig, da es keinen Menschen an sich, sondern nur verschiedene bestimmte Menschen giebt: Männer, Weiber, Kinder, schlechte, gute, dumme, gescheite, Chinesen, Hottentotten, Deutsche, Franzosen u. s. w. 2. Die alten Griechen und gar die Römer sind nichts weniger als human gewesen. 3. Nur das Christenthum macht human. 4. Nur die moderne naturwissenschaftliche Bildung und der moderne Industrialismus machen human. Ich beschränke mich für heute auf die ersten beiden dieser vier Einwürfe.

Es ist nicht nöthig, auf den alten großen Prinzipienstreit zwischen Realismus und Nominalismus, Idealismus und Entwicklungstheorie einzugehen. Jedermann weiß, was ein schönes Pferd ist; ob es Gott oder der Züchter geschaffen hat, ob die in ihm verwirklichte Pferdheit eine ewige oder eine gewordene Idee ist, darauf kommt nichts an: wo immer das Idealpferd geschaut wird, da entsteht in den Köpfen der Beschauer die Idee der Pferdheit, die darunter nicht im Mindesten leidet, daß es plumpe Adergäule, struppige Rosakampferde und jammervolle Klepper giebt. Die Griechen haben, wie Houston Stewart Chamberlain richtig sagt, den Menschen, Das heißt: den Idealmenschen, entdeckt. Sie hätten ihn nicht entdecken können, wenn er nicht vor ihnen gestanden hätte. Buschweiber und Botofuden oder Mongolen-

jünglinge haben dem Phidias nicht Modell gestanden. Der Arier ist der Idealmensch von Natur, aber die volle Ausgestaltung des Ideals erforderte geistige und leibliche Arbeit; diese Arbeit haben die Hellenen zuerst von allen arischen Völkern geleistet und die Zeugnisse dieser Arbeit haben wir in den Werken ihrer Architektur, Plastik, Poesie und Wissenschaft vor Augen und in Händen. Daß das ästhetische Ideal, nachdem es die Griechen einmal an sich selber entdeckt hatten, den europäischen Völkern nicht mehr verloren gegangen ist, daß es überhaupt unveränderlich ist, wird gelegentlich bestritten; spätere Zeiten hätten anderen Idealen den Vorzug gegeben. „Die geschundenen Heiligen, die Statuen Christi, die wir heute noch zu Hunderten an den Wegen aufgerichtet sehen, sind nicht schöner als chinesische Frauen und dennoch beherrschten und beherrschen sie das ästhetische und religiöse Denken einer Masse von Europäern.“ (?) Aber wo die Kirche das Häßliche protegirt, da thut sie es nicht, weil ihre europäischen Vertreter das Häßliche für schön halten, sondern weil sie im Schönen einen Fallstrick des Teufels fürchten; und die Heiligen Sebastiane, die büßenden Magdalenen der großen Maler, die Kreuzfige der tiroler Schnitzer sind keine häßlichen Frauen, sondern schöne Jünglings-, Männer- und Frauengestalten; wenn an den Wegen katholischer Gegenden Frauen stehen, so ist die Ursache davon weniger eine mangelhafte Aesthetik als der Umstand, daß unsere Bauern entweder zu arm, oder zu geizig sind, um Kunstwerke zu kaufen. Daß aber die christlichen Maler und Bildhauer nicht gleich nach der Völkerwanderung Buonarrotis gewesen sind, daran war nicht ein falsches Ideal, sondern der Verlust der Technik schuld, die erst langsam wieder erworben werden mußte; es ging ihnen wie heute noch uns Kunstverständigen Nichtkünstlern: wir wissen wohl, was schön ist, aber machen können wir's nicht. Da nun die Griechen im eigenen Volke das Idealmenschenthum entdeckt hatten, so verstand es sich von selbst, daß sie den Unterschied zwischen sich und den dem Ideal weniger entsprechenden Menschen bemerkten. Selbst die stammverwandten Römer den Barbaren beizuzählen, waren die Griechen berechtigt, so lange jenen die feinere geistige und ästhetische Bildung fehlte. Eratosthenes hatte die Eintheilung der Menschen in Griechen und Barbaren getadelt und die in Gebildete und Ungebildete für berechtigter erklärt, weil es auch unter den Barbaren gebildete und unter den Griechen rohe Menschen gebe; darauf erwiderte Strabo, eben ihrer höheren Bildung wegen hätten sich die Griechen von allen übrigen Völkern unterschieden; Ausnahmen bestätigten die Regel. Insofern allerdings hatte Eratosthenes gegen Strabo Recht, als vom dritten Jahrhundert ab, wo die Griechen entarteten, während sich ihre Bildung über den ganzen römischen orbis terrarum ausbreitete, die alte Eintheilung hinfällig wurde. Aber in ihrer Blüthezeit würden sie der Humanität einen schlechten Dienst erwiesen haben, wenn sie persische Satrapen eingeladen hätten,

ihre Städte zu regiren, wenn ihre Dichter syrische Wörter in die attische Sprache aufgenommen und wenn ihre Maler und Bildhauer Modelle aus Aethiopien bezogen hätten. Man soll auch dem Neger Gerechtigkeit und Wohlwollen erweisen, aber ihm und seiner Lebensauffassung nicht Gleichberechtigung in unseren Kulturstaaen einräumen; man soll auch den Küpel menschlich behandeln, nicht aber statt des Heros aufs Postament stellen. So haben es die Griechen gehalten. Selbstverständlich sind nicht alle Griechen — sogar die meisten nicht — Idealmenschen gewesen und keiner konnte es in dem Sinne sein, daß er alle guten Eigenschaften im höchsten Grade in sich verkörpert hätte. Einen Idealmenschen in diesem Sinne giebt es schon aus dem Grunde nicht, weil sich die höchsten Grade entgegengesetzter Eigenschaften, zum Beispiel von Kraft und von Zartheit, nicht mit einander vertragen; das Ideal wird immer nur in einer Vielheit von Individuen verwirklicht, die seine verschiedenen Seiten darstellen. Eben Das aber geschah bei den Griechen und die verschiedenen Charaktere und Temperamente überschritten in der Kunst niemals, im Leben nur in erträglichem Maße, die Schönheitlinie; Karikaturen waren Ausnahmen. Uebrigens ist der selbe Strabo, der die Eintheilung der Menschen in Griechen und Barbaren rechtfertigt, einsichtig und billig genug, die Tugenden der einfach lebenden Scythien anzuerkennen und zu gestehen, daß die Verbreitung griechischer Verfeinerung unter den Barbaren bei diesen als Gift gewirkt habe.

Fragen wir nun, worin das echt Menschliche im Einzelnen besteht, so ist es wieder ein Grieche, der uns die Antwort darauf giebt. So lange gebildete Menschen denken werden, werden sie den Inhalt des echten Menschenthums mit keinen anderen Worten bezeichnen als: das Schöne, das Wahre, das Gute. Aus dem hellenisch Anschaulichen ins Schuldeutsch übersetzt heißt Das, daß nur der ästhetisch und wissenschaftlich gebildete Mann von gutem Charakter, dessen leibliche Erscheinung zugleich befriedigt, ein Vollmensch ist. Mit dem Schönen brauchen wir uns nicht aufzuhalten, weil seinen Besitz den Griechen Jedermann zugesteht. Man kann wohl darüber streiten, in welchem Umfang das Häßliche, das Gemeine, das ästhetisch Gleichgiltige in der Kunst zulässig oder erwünscht oder unentbehrlich sei: aber daß die griechischen Bildwerke schön sind, hat noch Niemand bestritten. Wie weit der Vorwurf begründet ist, daß die bildende Kunst der Griechen nur das akademisch Schöne, aber nicht das charakteristisch Schöne und die Seelen Schönheit, dargestellt habe, läßt sich bei der Geringfügigkeit der Reste ihrer Malerei, die auf uns gekommen sind, nicht sicher entscheiden. Sollte er begründet sein, so würde er nicht schwer wiegen, da man nicht verlangen kann, daß ein einzelnes Volk in wenigen Jahrhunderten Alles leiste, was auf einem weiten Gebiet zu leisten ist.

In Beziehung auf das Wahre, auf die Entfaltung der Intelligenz,

ist einfach zu sagen, daß sie die Wissenschaft, die wissenschaftliche Methode geschaffen haben. Einzelne Wissenschaften sind auch von den Orientalen gepflegt worden und die Griechen sind darin sogar ihre Schüler gewesen. Aber bei den Orientalen wurden die Astronomie, die Physik und namentlich die Mechanik nur so weit gepflegt, als man sie für praktische Zwecke brauchte, die Geisteswissenschaften standen ganz und gar im Bann der Theologie oder, was in den meisten Fällen das Selbe war, des Aberglaubens. Die sokratische Schule hat nun, unabhängig von aller Theologie, unbeflüßelt und unbefürwortet von priesterlichen Autoritäten, die Logik, die rationelle Psychologie, Ethik, Aesthetik und Pädagogik begründet. Wissen wir etwa heute viel mehr von der Seele, als uns Xenophon und Plato lehren? Mehr Streitpunkte hat die neuere Forschung aufgedeckt, aber nicht viel mehr Positives geliefert. Und was uns diese hellenischen Lehrer der Geisteswissenschaften bieten, Das bieten sie auch zugleich in der vollendetsten Form; neben Plato nehmen sich Alle, die nach ihm wissenschaftliche Fragen dialogisch zu behandeln versucht haben, wie Stümper aus; so wie er vermag kein Anderer das Studium zum Genuß zu machen. Aristoteles aber und die übrigen Physiker haben die naturwissenschaftliche Methode begründet und sind in der Astronomie bis auf den Standpunkt des Kopernikus gelangt. Was kann der große Stagirite dafür, daß man ihn im Mittelalter zum Götzen machte und, statt seine empirische Methode nachzuahmen, Die als Ketzer verbrannte, die über seine Ergebnisse hinauswollten? Um übrigens diesen Ergebnissen, die selbstverständlich lückenhaft und zu einem großen Theil falsch sind, gerecht zu werden, muß man bedenken, daß bei des Aristoteles Geburt erst vierhundert Jahre seit der Zeit verfloßen waren, wo die Griechen, aus ihrer mythischen Periode heraus-traten und die ersten schriftlichen Aufzeichnungen zu machen begannen. Kein Mensch, der eine seiner naturwissenschaftlichen Abhandlungen gelesen hat, kann daran zweifeln, daß dieser Mann, wenn er mit den Hilfsmitteln unserer Zeit ausgerüstet gewesen wäre, auch jede der großen Entdeckungen und Erfindungen unserer Zeit zu machen fähig gewesen sein würde.

Steht man nun vielleicht auch dieses Zweite den Griechen zu, so bestreitet man ihnen desto heftiger das Dritte: das Gute. Daß sie es gekannt und allseitig dargestellt haben, beweise ich ausführlich in einem Buch, das ich nächstens herausgeben werde. Hier muß der Hinweis darauf genügen, daß in den Werken der drei großen athenischen Tragiker keines unserer sittlichen Einzelideale fehlt. Wir haben den standhaft und unschuldig leidenden Gerechten: Prometheus; den menschenfreundlichen Beschützer aller Bedrängten: Theseus im „König Oedipus“, in den „Schutzsuchenden“ und im „rasenden Herakles“; die schöne Seele des unschuldigen, wahrhaftigen, einfältigen und barmherzigen Jünglings: Neoptolemus im „Philoctet“; den aufopfernden Freund:

Iolaus in den „Herakliden“ und Phylades in der „Taurischen Iphigenie“; die Schwester, die das göttliche Gebot der Geschwisterliebe gegen einen tyrannischen Staatswillen erfüllt: Antigone; die aufopfernde Kinderliebe: Antigone und Ismene im „König Oedipus“; Kindesliebe: Herakles im „Rasenden Herakles“ und Oedipus im „König Oedipus“; das ideale Gattenpaar: Admet und Alkestis in der „Alkestis“; und sogar die ideale Jünglingskeuschheit: Hippolyt im gleichnamigen Stück. Ich will den Stoff nicht erschöpfen; das Angeführte wird genügen. Woher sollten die Dichter diese Gestalten genommen haben, wenn nicht aus dem Leben? Der Dichter kann so wenig wie der Bildhauer ohne Modell schaffen. Beide müssen dem Modell nachhelfen, gewiß, oder auch ein Paar Modelle kombiniren, um die Idealgestalt herauszubekommen, aber so wenig Praxiteles aus Mongolenbeinen und Mongolennasen, und wären ihrer eine Million gewesen, seinen Hermes hätte zusammenlesen können, so wenig hätte Sophokles aus einer Mixtur von lauter Gaunern und Menschenfeindern einen Neoptolemus brauen können. Wahrscheinlich sind in Alkestis so wie heute bei uns die edlen und vollkommenen Menschen die Ausnahme, die Meisten mittelgut und ein gut Theil grundschlecht gewesen. Aber wenn man Jemand einen Begriff vom Christenthum geben will, so schickt man ihn doch weder zur spanischen Inquisition noch zu den Landsknechten des Dreißigjährigen Krieges noch zu den unbeschnittenen Gründern von Berlin-Weß noch zu Bauern und Handwerkern, die ihre Weiber prügeln, in die Lehre, sondern man giebt ihm das Neue Testament und die Lebensbeschreibung von Franziskus Seraphikus oder Salesius oder von August Hermann Francke in die Hand. Das wirkliche Leben der alten Griechen kommt für uns um so weniger in Betracht, als sie seit zweitausend Jahren tot sind und ihre möglichen Laster Niemand mehr anfeinden können; nur mit dem Niederschlag ihres besseren Selbst in den Resten ihrer Literatur haben wir es zu thun.

Aber in dieser Literatur ist nun gerade Das, was man im engeren Sinne Humanität zu nennen pflegt, so deutlich ausgeprägt, daß wir schon darum annehmen müssen, es habe ihnen auch im Leben nicht gefehlt. Menschenfreundlichkeit ist der Grundzug aller Gestalten der Tragödie, die das Gute vertreten. Ein Hymnus auf die Menschenfreundlichkeit ist des Xenophon Anekdotie von Anfang bis zu Ende. Was kann es Menschenfreundlicheres geben als die Hauptpersonen der Odyssee? Wer, er sei Mann oder Weib, Knabe oder Greis, Schiffslicker oder Minister, kann, wenn er nicht ein Holzkloß ist, die Begrüßung des Telemach durch den göttlichen Sauhirten im sechzehnten und die Begrüßung des wiedergefundenen Gatten durch Penelope im dreißigsten Gesange der Odyssee ohne Rührung und ohne innige Freude lesen? Wodurch nebenbei bezeugt wird, daß es ein allgemein Menschliches giebt und daß der Dichter dieses Gedichtes, der vor beinahe dreitausend Jahren

lebte, dieses allgemein Menschliche in seinem Innern geholt und in seinen Versen ausgedrückt hat. Und wie mächtig muß dieses allgemein Menschliche sein, daß es gleichmäßig Menschen bewegt und verbindet, die äußerlich durch eine so ungeheure Kluft geschieden sind, wie die ist, die zwischen den modernen Deutschen und den Griechen des heroischen Zeitalters liegt! Es giebt einen Punkt, an dem dieses wahrhaft Menschliche ganz deutlich erkannt wird und sich scharf vom Barbarischen scheidet, Das ist die Behandlung des Menschenleibes im Kriege und im Strafprozeß. Bei allen alten Kulturvölkern, mit alleiniger Ausnahme der Griechen und Römer — vielleicht darf man von den Rixtariern noch die Ägypter beifügen, die ein sanftes und heiteres Volk gewesen sind —, war das Martern der Kriegsgefangenen und der hinzurichtenden Verbrecher, politischen Gegner und Aufrührer üblich: Blenden, Pfählen, Lebendigbegraben, Schinden, Zermalmen der Kinnladen, Nasen- und Ohrenabschneiden, Abschneiden der Geschlechtsheile, Arme- und Beine- abhacken, Bauchaufschlitzen, Lebendigverbrennen, das Alles war an der Tagesordnung. Diesen Prozeduren wird in den „Eumeniden“ des Aeschylus abge- sagt. Fort, ruft Apoll den Ausgeburten der Urnacht zu:

Fort! Meiner Wohnung dürfet ihr nicht nah sein!
 Rein, da wo mörderköpfendes, angauswühlendes
 Gericht, wo Mordgemetzel, freile Bohlgeburt,
 Entmannung, Schändung, alles Jammers Uebermaß,
 Wo Aufgespießte jammerlaut, Gesteinigte
 Berröchelnd wimmern.

Also: wo barbarische Unthaten von barbarischen Richtern barbarisch gestraft werden, da gehören die Furien hin, nicht in das dem freundlichen Sonnengott geweihte Nationalheiligthum der Hellenen. In der Heroenzeit mögen die Griechen hier und da das schlechte Beispiel der Barbaren, unter denen sie lebten, nachgeahmt haben, wie man aus einzelnen Stellen der homerischen Gedichte, zum Beispiel aus dem achtzehnten Gesang der Odyssee, Vers 86 und 87, schließen kann. Aber in ihrer freundlichen Heimath befestigte sich ihr menschlich milder Sinn in dem Grade, daß die festerliche Absage des Aeschylus nicht Theorie geblieben ist. Obgleich sie unaufhörlich Krieg gegen Barbaren und unter einander führten und manches Blutgericht über eroberte Städte abhielten, haben sie sich doch stets mit einfacher Tötung begnügt, niemals die Kriegsgefangenen gemartert, wie es noch die Karthager in ihren Kriegen gegen die sizilischen Griechen thaten, niemals Kinder geschlachtet. Daß mordlustige Thraker in der eroberten Stadt Mykaleffus die in der Schule versammelten Kinder abgeschlachtet hatten, meldet Thucydides im neunundzwanzigsten Kapitel des siebenten Buches als das größte Unglück, das die Bewohner getroffen habe, mit Schauern. Und auch die bloße Tötung der Bewaffneten und die Zerstörung von Städten vollzogen sie, wenn es sich

um Griechen handelte, nicht leichten Herzens; man sieht zum Beispiel aus dem Bericht des Thukydides über den Untergang von Plataea, wie die Thebaner, die Todfeinde der Plataier, ihre harte Forderung vor dem Gewissen zu rechtfertigen suchten und wie sich die Spartaner bemühten, Gerechtigkeit zu üben. Bei welchem anderen Volk würden wohl vor der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, wo die moderne Humanitätsbewegung angefangen hat, Erwägungen angestellt worden sein, wie sie Thukydides im zweiundachtzigsten Kapitel des dritten Buches und Polybios im einundachtzigsten Kapitel des ersten Buches anstellen? Jener fragt, wie es denn zu solchen Gemeyeln habe kommen können, wie sie im Peloponnesischen Kriege vorgefallen seien, und findet: im Frieden und so lange es Allen wohlgerhe, seien die Staaten und die Bürger wohlgesinnt gegen einander; der gewalthätige Krieg aber, der Vieles zu thun zwingt, wozu von Natur eigentlich Niemand Lust habe, erwecke alle böse Leidenschaften, mache roh und grausam. Das werde wohl auch, so lange sich die Menschennatur nicht ändere, so bleiben. Wie wahr! Polybios aber meint bei der Betrachtung der Grausamkeiten, die im Kriege der Karthager gegen ihre Söldner von beiden Seiten verübt wurden: wie der Leib zuweilen von bösen Geschwülren befallen werde, die jeder Heilversuch nur verschlimmere, so ergehe es manchen Seelen. In diesem Zustand innerer Verderbnis verübe der Mensch Gräueltthaten, deren Bestrafung oder Nährung steigere nur die Bosheit, beide Theile suchten sich dann in Unthaten zu überbieten, zügel zuletzt gänzlich die Menschennatur aus und würden schlimmer als die wilden Thiere; den Keim zu solcher Seelenkrankheit pflanze eine schlechte Erziehung ein, entwidelt aber werde der Keim hauptsächlich aber durch den Uebermuth und die Habsucht der Regierenden. An den Rassenunterschied zu denken, hätte ihm, sollte man meinen, um so näher gelegen, da er, gleich den großen Geographen seines Zeitalters, den Einfluß der geographischen Verhältnisse auf Temperament und Charakter sehr genau kannte. Im zwanzigsten Kapitel des vierten Buches untersucht er, was wohl schuld sein möge am schlechten Charakter der Bewohner der arkadischen Stadt Kynaita, von denen er Schlimmes berichtet hat, da sich doch die übrigen Arkadier durch edle Gesinnung, Gastfreundschaft und Menschenfreundlichkeit auszeichneten. Arkadien, führt er aus, sei ein rauhes Land und ein rauhes Klima erzeuge rohe Sitten. Das hätten die Arkadier schon vor Alters erkannt und der Verwilderung dadurch entgegengewirkt, daß sie Musik, Gesang und Tanz als wesentliche Bestandtheile der Jugenderziehung eingeführt hätten. Musikalische und orchestrische Unterhaltungen machten denn auch bis auf den heutigen Tag einen Hauptbestandtheil der Geselligkeit der Erwachsenen aus. Die Lage von Kynaita sei nun die allerungünstigste, die Kynaitheer würden also dieser musischen Erziehung am Meisten bedürfen, gerade sie aber hätten die weisen Anordnungen der Väter vernachlässigt und so seien sie denn wild und roh geworden.

Diese Humanität im engeren Sinne, die Menschenfreundlichkeit, ist das Gebiet, auf dem das Aesthetische am Innigsten mit dem Ethischen zusammenhängt. In dem Augenblick, wo dem ersten Hellenen der Sinn für die Schönheit des Menschenleibes aufging, war nicht allein die Möglichkeit gegeben, diese Schönheit abzubilden, also das Gebiet der schönen Künste erschlossen, für das die Barbaren nur technische Vorübungen geliefert hatten, sondern es war der ganze Mensch und damit auch die Norm des Verhaltens gegen den Menschen entdeckt. Dieses schöne Gebilde zu hegen und zu pflegen und gesund zu erhalten, erschien als höchste Pflicht; es zu verletzen, zu verstümmeln, zu zerstören als Greuel. Und hinter der Leibes Schönheit entdeckte Sokrates die Schönheit der Seele und damit die Pflichten gegen die Seele und begründete so jenen Spiritualismus, der heutzutage für christlich und für das Wesen des Christenthumes gehalten wird.

Nehmen wir hinzu, daß sich die Hellenen, vor Allem die Athener, eines reinen Familienlebens erfreuten, daß ihre Staatsverfassung, wenn sie auch zuletzt den Untergang des Griechenthumes herbeiführte, die höchste Kraftentfaltung des Individuums und dadurch Leistungen ermöglichte, die in Anbetracht der Kleinheit des Volkes und des Ländchens wunderbar erscheinen, daß ihre Gesetzgebung alle Feinheiten moderner Gesetztechnik aufweist, daß nichts unbestraft blieb, was bei uns ein zartes Gewissen für strafwürdig erachtet, und daß sie auch den Civilprozeß auf das Vollkommenste ausgebildet haben; daß sie Lebenskraft genug besaßen, ihre eigenthümlichen politischen und Kulturschöpfungen in unzähligen Kolonien an allen Küsten des Mittelmeeres und des Schwarzen Meeres zu wiederholen und selbst noch im Zustande tiefsten Verfalles mit ihrer Kultur den Sieger zu besiegen und das römische Weltreich zu einem griechisch-römischen zu machen, so werden wir nicht allein die griechische Humanität an sich, sondern auch ihre gewaltige Kraft anerkennen müssen. Gewiß, im strengsten Sinne des Wortes sind vielleicht nur die Athener, eine Bürgerschaft von zwanzigtausend Männern, human gewesen und auch unter dieser nur Wenige, die im vollen Sinne des Wortes als Idealgestalten gepriesen werden dürfen. Aber, daß mitten in einer Welt, wo Kriegsgefangene gemartert und dem Moloch Kinder geschlachtet wurden, daß mitten in einer solchen Welt das echt Menschliche dennoch durchbrechen konnte, Das erscheint als ein Wunder der Vorsehung und je kleiner das Volk war, das diese Leistung vollbrachte, um so größer ist sein Ruhm. Und wie intensiv, wie leidenschaftlich hat es die neugeborene Humanität gehegt! Man nenne uns doch eine heutige Stadt, wo die ganze Bürgerschaft, einschließlich des „Pöbels“ den Dramen eines Aeschylus, Sophokles und Euripides mit Entzücken lauschen würde!

Dreierlei hauptsächlich wird gegen die Humanität der Griechen eingewendet: ihre Selbstzerfleischung in unaufhörlichen Kriegen, die Stellung ihrer

Frauen und die Sklaverei. Die Kriege der griechischen Politien gegen einander waren unvermeidlich; ganz das selbe Schauspiel ewiger Fehden bietet das mittelalterliche Italien und überhaupt das Mittelalter dar. Nicht, weil wir humaner wären als die Griechen, sind heute die Kriege seltener, sondern unter Anderem, weil die Staaten groß, die Zerstörungswerkzeuge furchtbar, die Heere millionenstark sind, ein Krieg daher nicht allein ein äußerst schwieriges, sondern auch ein höchst gefährliches Unternehmen ist. Uebrigens war eine Schlacht im Alterthum weit weniger grausam und unmenschlich als heute, wo Arme und Beine abgerissen, Augen ausgeschossen, ganze Leiber zerrissen oder zermalmt werden. Es gab nur Fleischwunden, keine Knochenzertrümmerung und sehr selten Versämmelungen. Als Philipp im zweiten mazedonischen Kriege mit den Römern nach einem Gefecht die Gefallenen bestatten ließ, erregte die Schrecklichkeit der Verletzungen: abgehauene Arme und Köpfe und bloß gelegte Eingeweide, die das spanische Schwert der Römer hervorgebracht hatte, solches Entsetzen, daß dem König und seinem Heer der Muth entfiel. Der gleichen hatten also die Griechen in ihrer Blüthezeit überhaupt nicht gekannt.

Daß unsere Frauenrechtserinnen in dem häuslichen Leben der athenischen Matronen eine abscheuliche Sklaverei sehen, ist selbstverständlich; die emanzipationslüstigen Athenerinnen waren der selben Ansicht, wie man aus den „Ekklesiazusen“ des Aristophanes weiß. Wie aber angesichts der langen Reihe hehrer und lieblicher Frauengestalten, die uns die Tragiker vorführen, und der aus dem Leben gegriffenen Gestalten des Aristophanes auch Historiker von Ruf diese Ansicht theilen können, verstehe ich nicht. Die Sklaverei sodann ist eine im Laufe der geschichtlichen Entwicklung zu Stande gekommene Arbeitverfassung und gleich allen anderen Arbeitverfassungen an sich weder moralisch noch unmoralisch, weder human noch inhuman. Moralisch oder unmoralisch, human oder inhuman ist das persönliche Verhalten des Herrn zu seinem Knecht, des Unternehmers zu seinem Lohnarbeiter, des Stärkeren der beiden Kontrahenten eines Arbeitsvertrages zum Schwächeren. Thatsächlich haben die griechischen Sklaven es im Allgemeinen nicht schlecht und die athenischen, mit Ausnahme der Bergwerksklaven, sehr gut gehabt. Uebrigens kann Diodor z. B. die Arbeit der Bergwerksklaven in den äthiopischen Goldgruben und den spanischen Silberbergwerken — die attischen Minen waren zu seiner Zeit erschöpft — nicht beschreiben, ohne sein Mitleid mit den Bejammernswerthen auszudrücken. (In Aethiopien oder Oberegypten wurden auch Knaben zum Herausholen der kleineren Gesteinsstücke verwendet; es ist Das das einzige mir bekannte Beispiel aus dem Alterthum, wo die Verwendung von Knaben zu schwerer Arbeit erwähnt wird, und Egypten ist nicht Griechenland. Uebrigens waren in Egypten, wie auch meistens in Griechenland und Rom, die Bergwerksklaven Kriegsgefangene und verurtheilte Verbrecher.

Allerdings schickte der Egypterkönig mit dem eigentlich Schuldigen oder für schuldig Erklärten manchmal auch dessen Verwandte in die Bergwerke, um für deren Ausbeutung die nöthige Anzahl von Arbeitern zusammenzubringen, wenigstens die männlichen Verwandten. Daß Frauen zu dergleichen Arbeiten verwendet worden wären, scheint im Alterthum nicht einmal bei den Barbaren vorgekommen zu sein. Ich habe dieserhalb schon wiederholt öffentliche Fragen an die Gelehrten gerichtet, bis heute aber keine Antwort bekommen; da denke ich denn: *qui tacet, consentire videtur*. Dagegen sah man in meiner Jugendzeit in den Pfennigmagazinen Szenen aus dem englischen Grubenleben abgebildet; unter Anderem einen Knaben und ein Mädchen, die nackt in einem Förderkorbe hinuntergelassen wurden.)

Kann die Sklaverei an sich schon als eine für gewisse Gegenden und Zeiten unvermeidliche Einrichtung weder unmoralisch noch inhuman und darum auch nicht verwerflich sein, so trägt sie doch, gleich jeder anderen Arbeitsordnung, eigenthümliche Gefahren für Moral und Humanität in ihrem Schoß: die unumschränkte Gewalt eines Menschen über den anderen legt den Mißbrauch der Gewalt nah. Und diese Unumschränktheit der Gewalt hat selbstverständlich nicht bloß viele private Mißhandlungen von Sklaven zur Folge gehabt, sondern auch zwei öffentliche Mißbräuche erzeugt, die, damit es nichts Vollkommenes auf Erden gebe, an der antiken Kultur und Humanität als unauslöschliche Schandflecke haften bleiben: die philosophische Definition des Sklaven als eines beseelten Werkzeuges und seine juristische Behandlung als einer Sache*) und die Sklavenfolter: es war — leider auch in Athen — durch die Prozeßordnung vorgeschrieben, daß das Zeugniß des Sklaven nur Gültigkeit haben sollte, wenn es auf dem Folterrad erpreßt war, und die prinzipielle Befragung von Sklaven wurde nicht etwa bloß im Criminalprozeß, sondern auch im Civilprozeß angewandt, nicht allzu häufig freilich und nicht mit jener teuflischen Grausamkeit, die wir aus der Geschichte der Tortur in christlichen Zeiten kennen. In diesem Punkt hat Israel über Hellas den Sieg davongetragen; die mosaische Gesetzgebung kennt die Folter nicht, behandelt den Knecht als Menschen, schützt ihn vor Mißhandlung und sichert auch dem im Ausland gekauften Sklaven die Sabbatrube in der Erinnerung daran, daß auch der Israelit das Joch der Knechtschaft in Egypten empfunden hatte.

Das ist der dunkle Fleck auf dem übrigens hellen Bild von Altheßas. In meinen „Geschichtsphilosophischen Gedanken“ habe ich hervorgehoben, daß

*) Die jedoch nicht konsequent durchgeführt ist, denn die Digesten handeln den Sklaven nicht unter den Sachen, sondern in dem Titel *de statu hominum ab*.

sich die Hellenen auch noch in ihren Verirrungen menschlicher und lebenswürdiger erwiesen haben als die weltverdammenen und nach dem Himmel trachtenden Christen, die gar oft Teufel geworden sind statt Engel. Ich will Das hier zum Schluß noch mit einigen Beispielen beleuchten. Zuerst eins von den glaubenseifrigsten aller Christen! In der Zeit der Hexenprozesse kam es vor, daß der Henker, nachdem er die ausgerenkten Glieder der Jungfrau wieder eingereckt und ihren zerrissenen, zerfleischten, verbrannten und von den Augen geiler Richter in der Pein tausendfach geschändeten Leib auf das mit Blut, Eiter und Ungeziefer besudelte Pflaster des Kerkers geworfen hatte, über das arme Kind herfiel und es stupirte. Die Allongeperücken trugen dann mit satanischem Grinsen ins Protokoll ein, der Teufel sei in Gestalt des Henkers in den Kerker gekommen und habe die Hexe dermaßen geschändet, daß sie beinahe daran gestorben sei. Die alten Griechen waren nicht nervenschwach und das Ohnmächtigwerden war bei ihnen nicht Mode, aber ich glaube, einen Athener der sophokleischen Zeit würde, wenn er so Grauenhaftes vernommen hätte, eine Ohnmacht angewandelt haben; verurtheilten doch die Athener einen Mann, der einen Widder lebendig geschunden hatte, zum Tode, weil sie einen so grausamen Menschen nicht unter sich dulden wollten. Und nun sehe man sich einen ihrer „Kastirhaften“ an! Xenophon sah sich nach seinem glorreichen Rückzug veranlaßt — es ist Das einer der Züge der griechischen Geschichte, die traurig stimmen —, mit dem Rest seiner Schaar einem thrakischen Barbarenfürsten, dem Seuthes, Söldnerdienste zu leisten. Einer dieser Griechen, Episthenes, „sonst ein guter Mann“, war ein großer Knabenliebhaber. Als nun einmal Seuthes die Bewohner einer okkupirten Ortschaft nach Barbarenart sämmtlich niedermegelte, bat Episthenes den König, einen schönen Knaben, den er erblickt hatte, zu verschonen. Seuthes sprach: „Willst Du vielleicht statt seiner sterben?“ Episthenes bot seinen Nacken dar und sprach: „Wenn es der Knabe Dich heißt, so schlag’ zu!“ Der Knabe bat, ihn nicht zu tödten, und Seuthes schenkte Beiden lachend das Leben.

Es wäre nun noch von den Römern zu handeln, ich muß mich aber auf die Bemerkung beschränken, daß, wer in Ciceros Briefen keine Humanität findet, ja, wer nicht aus diesen Briefen Humanität gelernt zu haben bekennt, daß ein Solcher gar nicht weiß, was Humanität ist.

Reiße.

Karl Fentsch.



Der Lyriker unserer Tage. *)

Das Schicksal legt den einzelnen Dichtergenerationen unendlich verschiedene Aufgaben auf die Schultern. Als die „Blätter für die Kunst“ im Herbst 1892 zu erscheinen begannen, mußten ihre Leser, gleichviel ob ihnen freundlich oder feindlich gesinnt, den einen Eindruck sicherlich davontragen, daß hier versucht werde, der Lyrik wieder Stil zu geben. Vier Menschenalter zuvor aber war der deutschen Poesie Noth gewesen, sich von den Ketten eines fremden, längst erfrorenen und erstarrten Klassizismus zu lösen und endlich einer Formenkunst abzusagen, deren verschnörkelte Arabesken und Ornamente man noch dazu diesseits des Rheines nie ganz korrekt, geschweige denn anmuthig, nachzuahmen verstanden hatte. Der Goethe von 1770, der Goethe von Straßburg, Das heißt, der schöpferischste von Allen, die dem Zwanziger in den sich an einander reihenden Jahrzehnten dieses überreichen Lebens gefolgt sind, hat mit den ersten Zeilen schon, die er für das beneidenswerthe aller deutschen Mädchen aufschrieb, diesen Bann gelöst. Denn er hat mit Münzen aus reinerem Gold gezahlt als alle seine „Vorgänger“. Dann sind mehrere Geschlechter deutscher Lyriker am Werk gewesen, dieses edle Metall immer von Neuem umzuschmelzen und mit ihrem Gepräge auszugeben. Im Anfang, als die Schrift noch Uhlant oder Mörike hieß, war sie scharf und auch noch eigen, zuletzt aber, da die Reversseite den Kopf Weibels trug, waren die Umrisse süßlich, glatt und doch verschwommen und das Relief flach geworden: selbst wenn die Münzen noch klar vom Prägestoß kamen, schienen sie abgegriffen zu sein. Der Realismus der sechziger und siebziger so wenig wie der Naturalismus der achtziger Jahre vermochten aus dem eigenen Beutel zu zahlen. Wer den Trompetenton des Patriotismus der Gasse oder, noch schlimmer, das Pfeifen der Straßenjugend nachzuahmen sucht, mag in dem einen Fall ein Mann der löblichsten vaterländischen Gesinnung und im anderen ein vortrefflicher Beobachter des niederen Lebens sein, aber ihm vergeht die Kunst und selbst die Lust am Flötenblasen.

Ob der Goethe von Straßburg und Frankfurt wirklich nur als Befreier von stilistischen Banden aufgefaßt werden darf, mag dahingestellt bleiben; sicher ist, daß sich aus der Goethe-Nachahmung eine neue Konvention, ein neuer Zwang gebildet hat. Die jungen Dichter nun, die sich 1892 zur Herausgabe der zwanglosen Hefte vereinigt hatten, besonders ihr Führer Stefan George, haben von Anbeginn durchblicken lassen, daß sie sich von diesen Banden, die freilich allgemach unendlich locker und bequem geworden waren, gänzlich frei zu machen gedächten. Der zuletzt nur ganz gering ge-

*) S. „Zukunft“ vom zwanzigsten Januar 1900.

wordene Rest von Originalität, der hinter diesen erborgten Formen sich versteckte, konnte Ehrgeizige allerdings nicht mehr zur Nachfolge verlocken: immer die selben Rhythmen, immer die selbe Ausdrucksform und zuletzt auch fast immer die selben Vorstellungen: wahrlich wie diese Lyrik uns auf das Geniesieffen Angewiesene entschuldigt, daß wir — im Zeitalter eines Gewaltigen der That und eines vom Ruhm umstrahlten alten Herrschers — uns von ihr sehr einseitig abwandten, so war ihre Sätzlichkeit und inhaltleere Blätte unzweifelhaft für die Schaffenden, die da vorwärts strebten, eine Rechtfertigung nicht nur, sondern auch ein Ansporn, nach Neuem zu suchen. Freilich nur für Starke; denn die Schwachen und die Halbköner lullt diese alte Melodie noch heute zu Duzenden in Schlaf.

Dem ersten Heft seiner Blätter hat Stefan George Theile einer Gedichterei eingegeben, die seit einem Jahre zusammengefaßt herausgegeben worden sind: Hymnen, Pilgerfahrten, Agabal. Sie weisen schon fast alle charakteristische Merkmale seiner Kunst auf. Sie wirken auf Jeden, der sich ihnen nähert, befremdend, ja abstoßend. Man muß diesen Versen schon lange vertraut und viel innigen Verkehr mit ihnen gepflogen haben, will man sie lieben, ja auch nur nach Gebühr schätzen. Hinreichend zu erklären, warum Das so ist, würde eine bis zu den Elementen ästhetischer Ueberlegung vordringende Untersuchung erfordern; doch wer die Gründe dieser Geschmacksdivergenz des beginnenden — Das heißt: unwillkürlich noch geibelisch empfindenden — und des endenden George-Lesers auch nur leise streifen will, muß für seine Interpretation ein Wenig Geduld erbitten.

Was an diesen Strophen zuerst auffällt, ist der scheinbar ganz gedämpfte Ton oder — um es richtiger auszudrücken — die lang ausgehaltene Melodie ihrer Grundnoten. Sie haben, um vom Technischen auszugehen, keinen Auftakt und, was viel schneller bemerkbar wird, keine Coda. Sie hinterlassen ein Wenig den Eindruck, als träte man etwa im freien, schattigen Walde unter eine Gruppe Redender, die wechselnd mit zwar leidenschaftlicher, aber verhaltener Gewalt weisevolle Worte sprächen, ohne daß indessen eigentlich der Inhalt ihres Gespräches ihnen selbst am Meisten am Herzen läge. Es ist, als fehle diesem Tausch der Reden der dramatische Accent, es ist, als sei er weit eher ein verabredetes kultähnliches Responsorium als eine Auseinandersetzung von einzelnen, für sich gedachten Aussprüchen, die, jede für sich, etwas Besonderes mittheilen oder gar vom Hörer eine bestimmte Antwort fordern. Es ist in diesen Gedichten Etwas von der ewigen Melodie Wagners, wie es darum auch in den meisten Fällen Liebertetten, nicht Sammlungen von selbständigen Gedichten sind.

Diese Verkettung aber, die zuweilen, auf allen Höhepunkten von Georges Lyrik, auch eine innere, inhaltliche ist, bringt auf den Leser und

mehr noch dem Hörer zunächst die Wirkung eines zwar feierlichen, aber ganz unbestimmten Gesanges hervor, der wohl das Herz erheben, die Empfindung erhöhen kann, aber nicht eigentlich an den aufmerkenden Verstand appellirt. Und kein Zweifel: ein Theil dieser Wirkung ist beabsichtigt. In diesem Dichter ist der alte ursprüngliche Zusammenhang aller Poesie mit ihrer Mutterkunst, der Musik, so mächtig wieder aufgelebt, daß er, wie der Sänger, zum Herzen des Zuhörers am Liebsten ohne alle Umwege dringen, daß er am Festesten unmittelbar zur Empfindung sprechen will. Und da all sein Trachten darauf ausgeht, Weihe und Erhebung um sich zu breiten, so schlägt er immer, wie einst Palestrina, volle, tiefe Akkorde an; die schönen Reden werden unseren Ohren zu Chorälen oder dionysischen Sängen, wir hören nur noch einzelne hohe und große Worte, aber wir sind geneigt, uns nur von den Wogen dieser rauschenden Musik tragen zu lassen und nicht mehr nachzusinnen, was eigentlich die Forderung und was der Inhalt ihrer zauberischen Klänge sei. Aber wie jeder Reichthum Gefahren mit sich bringt, so ist die nächste Folge, daß sich Alle, denen an solcher musikalisch unbestimmten Aufhebung des Gefühles nichts gelegen ist, die vielmehr dem Dichter jedes Wort von den Lippen ablesen wollen, zurückgestoßen fühlen. Sie sind an die runden, netten, kleinen Nichtigkeiten gewöhnt, die alle Baumbach-Lyrik wie den süßen Kern des Knallbonbons in ihre glatten Verse wickelt, und sie wünschen zwar, allerlei Gefühle und Gefühlschen erweckt und vermittelt zu erhalten, aber Alles soll sich klar und eben vollziehen, man soll wissen, welchem tausendmal gebrauchten Gleichniß, welchem alt bekannten Lob auf Frühling, Liebe, Mond und Tugend sie diese zwar kleine, aber wohl abgezirkelte und deshalb auch leicht kontrollirbare Erregung verdanken. Alle diese Liebhaber lyrischer Poesie werden nie mehr als eine Seite in den Büchern Stefans George aufschlagen. Doch eben so gewiß ist, daß auch jeder ernstere oder duldsamere Leser zuerst den weiten Abstand dieser Kunst von aller anderen unserer Zeit als ungewohnt, als bestrebend empfindet. Nur wird er, wenn er weiter einbringt in die nicht eben leicht sich öffnenden Höfe dieser Poesie, bald anderen Sinnes werden.

Zwar ergeben sich Dem, der diese Gedichte beim Wort zu nehmen sucht, gleich neue Schwierigkeiten. Denn sie entfliehen in jedem Sinne der groben Wirklichkeit; sie reden selten von einem bestimmten Vorgang; sie lassen selbst die einzelnen Bilder, die sie in der Phantasie des Hörers wachrufen, schnell wieder verschwinden. Oft sind sie mit aller Absicht räthselhaft und man wird bei jedem Versuch der Deutung inne, daß es zartes Geschmeide mit plumpen Fingern zerbrüchen hieße, wollte man ihren Sinn in allzu greifbare Vorstellungen umsetzen. Ueberall wollen sie von den Dingen, die sie schildern, aber nur andeuten, alle Härten grober Realität abstreifen.

Schon scheinen durch der Zweige Lädenrahmen
Mit Sternenspäßen selige Gefilde,
Der Zeiten Flug verliert die alten Namen
Und Raum und Dasein bleiben nur im Bilde.

Das ist an programmatischer Stelle eben so programmatisch gesprochen wie in den späteren Zeilen:

Ich forschte gleichen Eifers nach dem Horte,
Nach Strophen, drinnen tiefste Kümmerniß
Und Dinge rollten dumpf und ungewiß.

Es ist im Grunde das Glaubensbekenntniß aller Ideal-, aller Phantasiekunst, nur in ganz persönliches Gewand geküllt. Ihr tiefster Charakterzug, die Neigung, zu wählen unter den Wirklichkeiten, von ihnen die nächsten, die häufigsten, die alltäglichsten am Wenigsten, die fernsten, die fremdesten, die seltensten aber am Sehnsüchtigsten zu suchen: er ist hier klar und folgerichtig ausgesprochen. Solche Kunst sucht allen Erdgeruch der Realität von sich fernzuhalten, sie giebt wohl noch Bilder des Seins, aber wie aus weiter Perspektive; sie ist dem Milieu und allen seinen Einzelheiten und Zufälligkeiten gänzlich abhold; sie wünscht weit mehr, Gleichnisse des Vergänglichen darzubieten als es selbst zu beschreiben. Sie behält sich — selbst da, wo sie von greifbaren Vorgängen und bestimmten Gestalten redet — jede Willkür in der Schilderung vor; sie will nur Das herausheben, was ihrem höheren, ihrem ganz ästhetischen Zweck dient.

Daß dies alles nicht Porteneigenschaften sind, die Leser werben, ist offenbar. Ein Gedicht zwei-, dreimal mit voller Sammlung zu lesen, dünkt die Vielen, von denen der Dichter sich mit so schroffem Stolz abwendet, in der That allzu große Mühe. Um so reicheren Lohn weiß er Denen zu bieten, die ihm auf seinem Pfade folgen mögen. Denn allerdings: er läßt oft alle Lokalfarbe der Dinge vergessen, die er mit seinem leisen und zwar überall das Kolorit auffuchenden, aber umgestaltenden Pinselstrich zu malen unternimmt. Für dieses Verhalten zur Wirklichkeit ist zunächst charakteristisch, wie Stefan George alte Zeiten wiedergiebt. In dem Buche „Sagen und Gefänge“, das dem zweiten, etwas später entstandenen Bande seiner Sammlungen angehört, steht ein Gedicht, das unzweifelhaft frühmittelalterliche Thatenkraft zu preisen bestimmt ist. Ein liebeskranker Knappe ist, nach Tod und Wunden gierig, aufgebrochen und ihm gelingt, das Ungethüm des nächsten Waldes zu erlegen. Dieses Lied aber schließt mit den Zeilen: nach vollbrachtem Abenteuer

Verfolgt er seine Bahn, erschellt vom Fackelbrand,
Die schönen Blicke still und grab zum Himmelsrand.

Von Burgen und Rittern ist in diesen Strophen wenig die Rede, nichts ist zur äußeren Skizzirung dieser Epoche beigetragen; der Dichter hat

sich auf die zwei, drei Striche beschränkt, die unumgänglich notwendig waren zur Andeutung der Zeit, in die er die Handlung verlegt; er hat sich nicht zu der mindesten Milieuschilderung herabgelassen. Und doch, finde ich, ist Sinn und Charakter einer Periode selbstvergessener Thatenlust in den beiden Schlussszeilen so eindringlich dargestellt, wie es der Kunst nur möglich ist. Wir scheiden mit dem Bild eines gläubig fest ins Weite blickenden Jünglings; und alle schöne Steilheit und Starrheit gothischer Dome und hoher Burgen ist uns besser, wirksamer vor Augen gestellt, als es den Talmischilderungen mittelalterlicher Dinge je gelungen ist, mit denen wir vor zwanzig Jahren von der Historikunst überschüttet wurden. Selbst Thoma ist hier übertroffen. Und wie merkwürdig: auch alle diese Kargheit mit der historischen Färbung ist dem Dichter noch nicht genug: er hat über dieses Gedicht die noch allgemeinere Ueberschrift „Die That“ gesetzt. Und er hat verschmäht, was er noch von dem Helden seines Liebes dachte, hinzuzusetzen: daß er nun Richtung und Inhalt seines Lebens gefunden hat und daß all sein jugendlicher Liebeskummer wehenlos dahinten liegt.

Es giebt heute eine gute Epigonenbaukunst, die zwar den Stil irgend einer Zeit nachahmt, wie jede Architektur heute nachahmt; aber sie versteht, von den Dingen eben nur den feinsten Hauch, den Schaum des Sektelsches abzunehmen und ihn allein zu reproduziren. So verfährt hier George: von den Vergangenen, in die es ihm zuweilen den Blick zu senden beliebt, läßt er alle robusten Realitäten dahinten, aber das Bild, das er von ihnen heimbringt, ist trotz seiner Skizzenhaftigkeit treu: denn es hebt wenige, aber die bedeutendsten Züge aus ihnen heraus. Ganz ähnlich aber verfährt der Dichter allen übrigen Stoffen gegenüber, die ihm die Wirklichkeit darbietet. Zuweilen nähert er sich den Gegenständen, von deren alleiniger, nur allzu formloser Betrachtung die meist zu völliger Unkunst herabgesunkene Rodegattung der Poesie, der Roman, sich heute nährt. Stefan George hat in dem Vorwort zu den „Sagen und Sängen“ davon gesprochen, daß seine Gedichte nicht immer den Hauch der unentweichten Thäler und Wälder, sondern zuweilen auch wohl die sinnliche Lust unserer angebotenen Städte athmeten. Aber es heißt, ihn allzu sehr beim Worte nehmen, wenn man die Meinung erweckt, hier sei eine Art von quinta essentia des Großstadtlebens gegeben worden, wenn man Stefan George deshalb mit irgend einem der modernen Realisten vergleicht, — und sei es dem besten. Davon darf nicht im Mindesten die Rede sein: vielleicht zwei Zeilen nur in dem ganzen Bande reden in diesem Punkte deutlich; und sie erzählen nur von süßlicher Schuld und drohender Rache, nichts von Großstadtgeräuschen, wie man gemeint hat. Oder ein Thema wird angeschlagen, das, nicht so stark und gedrängt in der Form, doch auch etwa ein Balladenmacher alten Stiles hätte variiren können, wie in dem Liede von den drei Weisen, die

dem blöden Dorfknaben im Ohre tönen, die eine von der Frömmigkeit der Väter, die andere von tugendhaftem Frauenleben, die dritte von jähem Zorn und schlimmer That. Aber wie ganz ist auch hier alles für den letzten Zweck unnütze Beiwerk abgestreift, wie kunstvoll ist hier der innerste Kern einfachen Lebens von jeder bergenden Hülle befreit:

Die dritte droht — Bersündigung und Rache
Mit altem Dolch aus himmelblauer Scheide,
Mit mancher Sippe angestammtem Leide,
Mit bösen Sternen über manchem Dache.

Und selbst ein allgemeinstes von den Gütern des irdischen Lebens ist hier nur wie von fern winkend, nie ganz greifbar nah gezeigt: die Persönlichkeit. Der Sangesdreigen Algabal läßt wohl ein Menschenbild erschauen, aber nur wie durch einen dichten Schleier. Eine monumentale Inschrift erinnert an Ludwig den Zweiten, den König der Einsamkeit und der Pöbelscheu, der Name wie manches Zeugniß ergessenen Sinnendurstes an die kolossalische Zehnsucht römischer Imperatoren; und die Dichtung selbst läßt eine Anzahl von Visionen vor uns aufsteigen, die Kampf und Sieg einer Herrscherbahn, Lust und Fluch des höchsten Ueberflusses, Pracht und Märchenprunk einer mehr als orientalischen Despotenmacht abschildern. Aber auch hier sind nicht allein die Farben des Beiwerks oft ganz unirdisch gesteigert, sondern auch die Gestalt des Herren selbst ist nur in einigen großzügigen Strichen gezeichnet; alle beherrschenden Linien des Bildes sind vorhanden, alles Uebrige ist verschleiert, ist verhält. Ich habe wohl — in bester Absicht — die Meinung aussprechen hören, Stefan Georges Poesie habe den Charakter der Plastik; ich kenne keine schiefere Auffassung, die man über den Gegenstand haben könnte. Plastik will eben die Klarheit der Konturen und zwar aller Konturen, die dieser Dichter meidet. Auch die stilisireteste, typischste Bildhauerei, die man ersinnen könnte, darf zwar Flächen und Linien auf das Stärkste zusammenfassen und vereinfachen, aber niemals ganze Theile eines Bildwerkes unausgeführt lassen, was nur dem Maler und mehr noch dem Dichter verstattet ist.

Die jarten Reize dieser leisen Umrisse, die viel öfter noch mit bedeutendem Schweigen als mit Reden schildern, wirken aber da um so wunderbarer, wo sie noch unmerklicher fast als im Algabal Persönliches schildern. So im „Jahr der Seele“, der letzten, reichsten und einheitlichsten der bisherigen Sammlungen. Hier ist viel Schmerz und wehes Leid, viel Sehnsucht und die Tragik aller Liebestrennung ausgeströmt, aber nur so weich und verhalten wie in Harfenklängen. Und doch ist dann auf und zwischen den Zeilen viel von der seelenkundenden Psychologie eines scharfen Selbstbeobachters zu lesen. So wenn es von dem Sterben einer Liebe heißt:

Was ich nicht sage, Du nicht fühlst: uns fehlt
 Bis an das Glück noch eine weite Spanne.

Ist aber Stefan George kein Maler, will er es nicht sein, so ist er in um so höheren Sinne Maler. Wie viel von seiner Kunst der Landschaft und allem farbigen Bild der Umwelt überhaupt gilt, ist nicht zu sagen. Wald und See, Feld und Berg, alle Farbentrunkenheit tropischer Gewächse oder das Ornamentengewirr eines Teppichs, die Herrlichkeit eines Märchenparks und seiner Marmortempel oder die strenge Schönheit eines entlegenen Waldsees, Alles umspannt der Dichter mit gleicher Reigung und gleicher koloristischer Kraft. Freilich verfährt er auch hier immer wählend, immer andeutend. Wohl beschreibt er auch den kleinsten Gegenstand, wie eine Spange; aber immer geschieht es mit farbenblinkender, glitzernder Koloristik:

Nun aber soll sie also sein
 Wie eine große fremde Dolbe
 Geformt aus feuerrothem Golde
 Und reichem blinkenden Gestein.

Oder er hebt irgend ein ganz nebensächliches Detail heraus, dann aber gewinnt es bei dieser Vereinzelnung neuen Adel, wie die Stelle in jenem hübschen Gedicht schwermüthigen Liebeswerbens, das hier schon einmal berufen wurde:

Dein Auge hängt noch immer an der Leere,
 Dein Schatten kreuzt des Teppichs selbe Ranten.

Wie distinguirt wirkt hier die eine kleine Sinneswahrnehmung des unverrückten Schattens. Und ganz ähnlich stilisirt ist auch die Landschaftsbildung:

Flammende Wälder am Bergesgrat,
 Schleppende Ranken im gelbrothen Staat!

Und noch lieber wird sie ganz phantastisch, losgelöst von aller Wirklichkeit, wie in dem nun endlich bekannt gewordenen Lied von dem Garten der dunklen, großen, schwarzen Blume. Oder der starke Wille des Poeten malt den Palast des Despoten aus:

Daneben war der Raum der kassen Zelle,
 Der weißes Licht und weißen Glanz vereint.
 Das Dach ist Glas, die Streu gebleichter Zelle,
 Am Boden Schnee und oben Wolke scheint.

Der Wände matte Zäfelung aus Zedern,
 Die dreißig Pfauen stehen bran im Kreis,
 Sie tragen Daunen blank wie Schwanenfedern
 Und ihre Schleppen schimmern wie das Eis.

Ja, sehr oft will diese Phantastik gar nicht nach dem Woher ihres Schauens gefragt sein. Die Dichtung, die mit der Zeile: Mein Garten bedarf nicht

Last und nicht Wärme, anhebt, würde Der all ihres schönsten Reizes berauben, der nun sorglich sich erkundigte, ob denn nun hier auf ein Kohlenbergwerk angespielt sei. Auch nur das Fragen schon entblättert mit plumpen Fingern die zarten Blüthen dieser Poesie.

Am Herrlichsten aber wirkt diese Kunst andeutender Zeichnung da, wo der Dichter sie in den Dienst seiner psychologischen Zwecke stellt, wo er Seele und Landschaft zugleich malt. In dem Gedicht, das so wunderbar schildert, wie ein Bund von Liebenden in schriller Dissonanz endet, heißt es:

Es war das weiße Blatt, das Dir entfiel,
Die grellste Farbe auf dem fahlen Plane.

Folgt hier der Hörer dem gesprochenen Dichterwort mit gefügiger Phantasie, so thut sich vor ihm ein Feld voll Herbstes und gefallenener Blätterleichen auf und die Natur wird ihm zum wirksamsten Hintergrund für das bleiche Liebesunglück, von dem ihm soeben der Dichter seine leisen Worte zugefungen hat.

Doch alle Kunst ist Form und nur durch die Form gewinnt der Dichter seine letzten, seine Ausschlag gebenden Siege. Von Stefan George aber ist in diesem Betracht auszusagen, daß er erstlich dem Rhythmus und dem Metrum jede nur denkbare Strenge zu verleihen gestrebt hat, nach aller Banalität des sterbenden Klassizismus, nach der Sorglosigkeit der soi-disant-realistischen Lyrik und der mehr bequemen als bizarren Saloppheit neuester naturalistischer Versuche. Zweitens aber hat er mit dieser Formenstrenge eine Gebundenheit der Gedanken- und Vorstellungsfolge verbunden, die erst jener anderen Errungenschaft ihr Schwergewicht verleiht. Denn wer irgend einmal über das Wesen des harten Zwanges nachgedacht hat, den sich alle gebundene Rede anthut, um schön, Das heißt in diesem Falle: kunstvoll und musikalisch, zu wirken, wird zugeben, daß Metrum und Rhythmus — zum Mindesten der einfacheren Masse — erst dann Werth und Geltung gewinnen, wenn sich zu ihnen eine gewisse prägnante Konzentrictheit der Diktion gesellt. Dieser Zwang ist nämlich nicht so hart, daß man ihm nicht enttrinnen könnte, wenn man die große Menge von Füllwörtern und Füllwendungen zu Hilfe ruft, die jede alte, reife Sprache dem Verfemacher darbietet. Sobald es einem solchen „Poeten“ nicht darauf ankommt, von ihnen Gebrauch zu machen, wann irgend ihm Metrum, Reim oder Rhythmus Noth bereiten, braucht er sich über die Gebundenheit seiner Rede überhaupt keine Sorgen mehr zu machen. Der Fluß der Weibelperiode aber war, einen so ungeheuer umfangreichen Vorrath von solchen Verlegenheitsmitteln angesammelt zu haben, daß viele von ihren schwächeren und mittleren Talenten zu einer Versmacherei herabsanken, die sich von höherer Gelegenheitsdichtung in nichts mehr unterscheidet. Und Form- und Stoffbehandlung gehen da merkwürdig Hand in Hand; das wohl abgezielte Maß von realistischen Thaten der Schilderung und Erzählung,

daß der Epigonen-Klassizismus dieser Epoche für erlaubt erklärte, bietet eine erstaunliche Menge beschreibender Adjektiva und Relativsätze dar, durch die jede Versnoth zu bewältigen ist. Das Schema ist Dieses: Der Thatfachen-
lern, den man mittheilen will, ist etwa „der Geburtstag“. Daraus ist nun, je nach Bedürfniß, zu machen: der segensvolle Tag oder, ist der Angeredete ein Scheusal, der schaudervolle Tag, an dem Du einst geboren wardst oder an dem Du einst das Licht der Welt erblickt hast, oder der Tag, an dem Du u. s. w., oder: jener Tag voll Unheil, oder: jener segensschwängere Tag, an dem der Mutter Leib Dich einst gebär, oder . . . nun, man wird mir weitere Beispiele erlassen und mir als bewiesen zugeben, daß jede denkbare Variation zur Verfügung steht, je nachdem man vier oder fünf, sechs, sieben, acht oder zwölf, vierzehn, sechzehn oder wie viel immer Versfüße ausfüllen will. Das Paradigma ist sehr plump gewählt, aber Jeder, der über die Frage nachdenkt, wird mir zugeben, daß sich sehr viel feinere und gewähltere Beispiele aus Tausenden der Goldschnittbändchen beibringen ließen, die zwischen 1850 und 1880 jährlich produziert zu werden pflegten und deren nie versiegender Strom wohl heute wieder ein Wenig dünner, im Uebrigen aber fast unverändert fortfließt.

Das ist eine Afterkunst, deren dilettantische Absichten mit der Poesie im Grunde wenig mehr als den zu Unrecht angewandten Namen gemein haben. Eines aber kann man von ihrer Betrachtung doch lernen, daß die gewundenen Linien, die alle Versform der Poesie zu tanzen vorschreibt, nur dann Werth haben, wenn Der sie schreitet, gedrungene und knappe Schritte macht. Nur wer neue Reichthümer des Ausdrucks, farbensatte Bilder der Phantasie und eine Fülle von Motiven in den Rhythmus zwingt, ist in Wahrheit Lyriker.

Stefan George aber verfügt über alle drei Elemente und versteht es trotzdem, sie in die engste, strengste Form zusammenzuzwingen. Auch er und Die sich zu ihm gesellt haben, sind von Anderem ausgegangen. Die „Blätter für die Kunst“ haben einmal eine Lese aus früheren, jugendlicheren Produktionen Stefans George und seiner Genossen gebracht: es sind Gedichte, die den Geibelton vorzüglich treffen; und da den Autoren vielleicht zuweisen der weise Einwand gemacht werden wird: alle Eure Neuerungen stammen nur daher, daß Ihr das Alte nicht könnt, so mögen sie auf diese Stelle hinweisen. Sie nachzulesen, wird ihren Kritikern dann vielleicht den selben Dienst leisten oder doch leisten können, wie den trefflichen Leuten, denen Leistikows wunderbare Wald- und Waldsee-Märchen nicht wirklich genug sind*), ein Besuch im Obergeschoß der Dresdener Galerie. Man kann dort nämlich eine Landschaft Leistikows sehen, die nach dem Geschmack des Zeitalters der

*) Ein allzu berlinischer Freund sagte mir einmal, „weil sie vermutlich die Butterbrodpapiere vermissen, die den wirklichen Schlachtensee auszieren.“

karlsruher und düsseldorfer Landschaftsmalerei eine vorzügliche Leistung ist. Und doch wird Leistikow von ihr heute so wenig wissen wollen wie Stefan George von seinen Anfängen. Wie viele neue Bilder und Wendungen diesem sein sprachbändigendes Talent eingiebt, soll hier so wenig von Neuem besagt werden als die Fülle der Gefühle und Gedanken, die sich ihm zubringen, oder als die Reinheit seiner metrischen Form. Wer Augen hat, zu sehen, wird sich aus allen mitgetheilten Splintern seiner Poesie ein zwar karges, doch charakteristisches Bild machen können. Nur wenige Linien sollen ihm noch beigelegt werden. Unendlich viel von der Wirkung von Georges Sprache ist auf ihre monumentale Einfachheit und Klarheit zurückzuführen; es rotht Nießsches Blut in ihren Adern. Was Nießsches Prosa so hoch über die aller der glänzendsten Stilisten des realistischen Zeitalters, über Gustav Freytag etwa und Treitschke, erhebt, ist die Durchsichtigkeit seiner Wortfügung und die Beseitigung aller unnützen Ausdrucksfülle. Ganz ähnlich verfährt Georges Poesie. Auch seine Prosa hat viel von Nießsches Sprachgeist, nur ist sie saltenreicher, ich möchte ihre kunstvoll an einander gepaßten und von einander abhängigen Sätze mit jenen Denkmälern spätgothischer Plastik vergleichen, die uns in nürnbergischen Kirchen entzücken. Ihre Gewänder sind unsäglich reich gefaltet und doch zu künstlerischer Einheit gezwungen. Seine Verse aber mit ihrer Vorliebe für die prachtvoll einfachen Genetive der Mehrheit, die er den romanischen Sprachen abgesehen hat, mit ihrer Vorliebe für die Simplicia und ihrer Abneigung gegen alle überflüssigen Komposita, mit ihrem Drang nach dem jedesmal kürzesten und prägnantesten Ausdruck, sind noch eigener. „Des Kaisers Finger war am Tage rein“ sagt er von seinem Traumdespoten Algabal, wenn er erzählt, daß dem furchtbaren Herrscher beim Beschauen eines Werkzeuges seiner Kinder Spiele längst unbekannte Thränen in das Auge treten. Der alte Stil würde hier schreiben: des blutigen Tyrannen Hand war einmal rein vom Blute, an jenem unschuldvollen Tage u. s. w. u. s. w. Wer aber die neue Kürze liebgewonnen hat, Der wird gestehen müssen, daß eben der alte Ueberfluß allen und jeden Charme von dieser Zeile wegzuwischen droht.

Stefans George Poesie aber beginnt noch vor den Worten. Sie steigt wieder zu dem Urquell aller Poesie empor: zu der Musik. Wie ein ästhetisches Verständniß bildender Kunst doch erst da beginnt, wo man inne wird, daß ein Gemälde nicht nur aus dem Stoff, den es erzählt, besteht, sondern auch aus einer Anzahl von Linien- und Farbflächenkombinationen, so ist schließlich auch alle strengste Poesie nicht ganz an Sinn und Wort gebunden; sie ist auch noch und, wenn man so sagen darf, vorher Klangkunst. Daß die älteste Lyrik, deren Entstehung nicht ganz unbeleuchtet ist, daß die Werke der ersten griechischen Liedersänger noch ganz in der Musik wurzeln und mit ihr

fast identisch sind, daß sie Klang und Wort noch ganz wie in eins vermählen, daran zu erinnern, ist doch auch heute noch wichtig. Stefan George aber verfährt so: er hat ganz musikalische, in einer Zeile Auf- und Abgesang vereinigende Metren erfunden und, mehr noch, er hat nicht den geringsten Theil seiner Poetenmühe daran gesetzt, daß seine Verse überall dem Ohr wohl thun. Man hat ihm nachgespottet, er sinne wohl Tage lang nach und suche, um die Klangfarbe einer dritten Zeile aufzuhellen, nach einem Wort mit A, um es an die Stelle eines Wortes mit U oder O als regirendem Vokal zu setzen. Aber mir scheint Das eben kein Vorwurf zu sein; nur so sind die selten tiefen Farben seiner Sprachgemälde zu erreichen gewesen.

Zwei Einwände aber höre ich: die Bequemen rufen aus, wie schwer macht aber dieser Dichter der wichtigen Worte und der komprimirten Bilder dem Leser seinen Genuß; die Anderen, die Formempfindlichen, aber auch Stoffdurftigen (Wischer sagt etwas unhöflicher und etwas schwäbischer: die Stoffhuber) beklagen: Hier regt sich offenbar ein großes Formtalent; aber wo ist der Inhalt dieser Poesie? Vielleicht lassen sich die beiden Argumente dadurch widerlegen, daß man eins mit dem anderen schlägt. Gewiß: dieser Poet läßt auf seiner Seite viele Akkorde erklingen; so kurz und schnell verhauchend, daß auch ein aufmerksames Ohr gespannt horchen muß, um keinen von ihnen zu verlieren. Aber eben daraus scheint mir hervorzugehen, daß diese Lyrik über sehr viele Vorstellungen als Inhalt verfügt. Gewiß: immer wird die Phantasie der Empfangenden mehr angeregt als ganz ausgefüllt; aber ich weiß nicht, ob die Poesie nicht die werthvollste ist, die nicht Alles sagt, die unsere Einbildungskraft mehr anreizt, als daß sie erzählt, als daß sie immer runde, abgeschlossene Bilder giebt, — ganz wie die Gedankenwerke die fruchtbarsten sind, die uns zu eigenem, neuem Fortspinnen ihrer Ideenreihen nöthigen. Ich finde, man kehrt zu Georges Gedichten zurück: eine Erfahrung, die uns Lyrik noch selten bescheert hat.

Den Anlaß zu diesen Zeilen bietet ein neues Werk, das Stefan George den „Teppich des Lebens“ genannt und dem er ein Vorspiel und Lieder von „Traum und Tod“ zugefügt hat. Das Bild, dessen einzelne Züge aus seinen bisherigen Poesien hier zusammengesetzt wurden, ist, meine ich, das selbe geblieben, nur scheint mir, als sei das Inkarnat der Farben tiefer, satter geworden.

Ein allgemeiner Vorzug der Komposition, der schon das „Jahr der Seele“ auszeichnete, tritt vor anderen hier von Neuem stark hervor. Es ist die größte Gefahr lyrischer Sammlungen, daß sie in eine Anzahl einzelner Kleinwerke auseinander fallen und so nothwendig einen fragmentarischen Eindruck hinterlassen. Die üblichen Sammelüberschriften: Liebe, Frühling, Tod und Hoffnung sind im Grunde nur Nothbehelfe. Das „Jahr der Seele“ hatte

Ruhe des Schloßleibes flüchtet. Da wirkt doch rührend, wie einmal eine Wendung des Gesprächsdeutsches auftaucht: die leichtlebige Schaar — aus scherzendem Jahrhundert —, die wohl das stille Raunen der Wellen über der Entschlafenen hört, aber es nicht zu deuten weiß: sie hielt es einfach für der Wellen Laune.

Alle zarte Schönheit der alten Landschaftslieder ist von Neuem bei dem Dichter eingelehrt, wenn er singt:

Nah in den Gärten duften die Mandeln,
Dort sah ich Augen voll Bluth und Traum;
Ich will die Fluren wieder durchwandeln
Hände baden im blumigen Traum.

Aber alle frühere Kraft ist da übertroffen, wo die Musik der Rhythmen über jedes bisherige Dichten und Trachten des Poeten hinaus gesteigert ist, wie im Lied des Vogels:

Hes das Haupt, das sich bang weigt,
Ob aus Tiefen ein Gesicht winkt;
Und so warte, bis mein Sang schweigt
Und so bleibe, bis das Licht sinkt.

wie im Nachtgesang:

Was ich that	Wie ein Brand
Was ich litt	Der verbrannt,
Was ich sann,	Wie ein Sang
Was ich bin:	Der verklingt.

oder in dem Gesang auf Traum und Tod, in dem das Buch und die Kunst des Dichters gipfeln:

Al! Dies stürmt, reißt und schlägt, blickt und brennt,
Es für uns spät am Nacht-Firmament
Sich vereint, schimmernd still, Licht-Kleinod,
Glanz und Ruhm, Rausch und Qual, Traum und Tod.

Wahrlich, diese Verse hinterlassen dem Ohr den Eindruck, als hätten die Rhapsoden des alten Griechenlands so gesungen, denn Das ist Gesang, kein Sprechen mehr.

Kein Zweifel: in dem banalen Jargon zukünftiger Dugend-Literarhistoriker — und vielleicht schon der heutigen Skribenten — wird diese Kunst einmal als neuromantisch bezeichnet werden. Aber so gewiß auch die Blicke von dieser Formen- und Phantasiekunst zu der anderen hinübergleiten, die das letzte Mal die deutsche Literatur aus der Zufälligkeit und Wirklichkeitbetrachtung zu heben gedachte, mir scheint hier doch ein Anderes und ein Neues geschaffen zu sein. Man lese doch Hardenbergs Osterdingen: an einigen Stellen erhebt sich seine Phantasie wohl zu der Pracht satter Farben und der schönen Einfalt edler Linien, aber wie dünn und blutleer scheint

sie sonst dahin. Nein: hier ist größere Kraft, als die Erfahrungen, als die Irrthümer und Entdeckungen der Kunst und des Lebens, die das Jahrhundert inzwischen am eigenen Leib gemacht hat, sie haben ihren Saft, ihr frisches Blut in die Adern dieser Kunst gießen müssen, die von Neuem die alte marmorne Schönheit nicht ausgraben, sondern beleben will. Darüber hinaus aber hat sie nur Eins mit der Romantik gemeinsam: den Drang zu ferner, fremder Schönheit. Von dem Historismus der Romantiker, der auch freilich nur eine konkrete Masse für ein sehr allgemeines Streben von der Wirklichkeit fort war, weiß sie nichts, sie will keine Renaissance, weder eine griechische noch eine mittelalterliche, weder ein Quattro- noch ein Cinquecento-Epigonenthum. Das ist auch der sehr deutliche Unterschied, der die köstlichen Arabesken-Ornamente, mit denen Melchior's rechter sichere Hand diese Gedichte umrahmt hat, von ihnen trennt. Sie sind wahrlich keine Talmi-Gothik wie die Zwirners und der anderen romantischen Architekten und Maler, aber sie sind doch in ihrem Zeitgeschmack viel begrenzter, viel bestimmter an alte Kunst angelehnt als die Lyrik Georges. Und seien wir doch ehrlich, nur der Künstler unserer eigenen Tage kann uns die köstlichsten Genüsse gewähren. Alle frühere Poesie auszuschärfen, braucht es immer eines Elementes gelehrter Nebenarbeit, historischen Sichversenkens. Selbst schon Goethes Worte schmecken wir nicht ganz so unmittelbar mehr, als seien sie die unseres Geschlechtes; denn sie bleiben unverändert, während Sinn und Form der Sprache sich leise wandelten.

Freilich auch die Fehler und Thorheiten unseres eigenen Zeitalters können uns lästiger werden als die irgend einer Vergangenheit. Doch meine ich, ist die Lyrik Stefans George frei von einigen der hervorstechendsten Gebrechen unserer Zeit: sie weiß nichts von den verstockten Läßernheiten, zu denen sich die Dichter heute so oft erniedrigen, sie ermüdet uns nicht mit der banalen Erinnerung an das Alltagsleben unseres staatlichen oder geselligen Lebens, sie hebt und führt uns zu den reinen Höhen, von denen der Wanderer Welt und Leben weit und klar überschaut, ohne doch von ihrem Lärm oder gar ihrem elen Dunst gestört zu werden. Sie wendet sich aber glücklicher Weise auch ab von allen Modethorheiten unserer Kunst, von dem thörichtesten Feldgeschrei der Decadence, mit dem sich zu brüsten wirklich nur Kranken oder Versallenden in den Sinn kommen konnte. Sie ist an Gesinnung eben so adelig wie an Form. Wo aber — und Das geschieht nicht selten — die Strenge dieser Rhythmen, dieser Sprachbilder doch nicht ganz die Fülle der Gedanken und Gefühle bündigt, da hat man ein Wohlgefühl, wie Angesichts der ungefügen Quaderspalten, die der Fassade des Palazzo Pitti ihr Gepräge nicht nehmen, sondern eher erst recht geben. Das ist das pindarische Element dieser Kunst, das ihrem Kranz kein einziges seiner Blätter raubt. Bis zu spiegelglatter Reinheit hat sich noch kein starker Strom gemäßiget.

Hermann Lingg.

Zu den nachklassischen Dichtungen, die über dem stets sich wandelnden Tagesgeschmack stehen und daher, früher oder später, in die Reihe der klassischen aufgenommen zu werden Aussicht haben, gehört „Die Völkermwanderung“ Hermanns Lingg, der am zweiundzwanzigsten Januar seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert hat. Was die „Lustaden“ den Portugiesen, „Das befreite Jerusalem“ den Italienern bedeutet, Das dürfte einmal diese mächtige Dichtung für uns Deutsche werden. Daß sie heute noch nicht allgemein anerkannt und geschätzt wird, hängt sowohl mit ihren Vorzügen als auch mit ihren eingebildeten oder wirklichen Mängeln zusammen. Gegen diese Mängel ganz blind zu sein, schloße die Gewähr eines sicheren Urtheils von vorn herein aus, aber die Schatten der Unvollkommenheit werden vom dem Licht der Schönheiten in dem Maße übertroffen, daß wir sie, wie es auch andere Völker derlei Riesenwerken gegenüber thun, einfach mit in den Kauf nehmen sollten, ohne uns den Genuß der wohl gelungenen Partien verkümmern zu lassen. Alle Kunstepen — nicht am Wenigsten die eben so viel getadelte wie bewunderte Aeneide Virgils — leiden fast an den selben Fehlern: und doch schmückt unverwelklicher Lorber das fromm verehrte, ja beinahe vergötterte Haupt ihrer der Menschheit fast mythisch gewordenen Schöpfer. Hervorbringungen noch so hoch stehender Menschen sind eben doch Hervorbringungen Einzelner und daher — ungleich den Volksepen — der Mitarbeit und Läuterung durch die einander geistig herrschenden Geschlechter entrückt. Auch steht ihre Stofffülle der strengen Einheit entgegen, die man vom Kunstwerk vor Allem fordert, und ihnen fehlt der Mittelpunkt eines überragenden Helden, mit dessen Schicksal auch das der übrigen Figuren unauflöslich verkettet wäre. Die Volksepen (Ilias und Odyssee, die Nibelungen, Gudrun) beschränken sich auf den poetischen Kern der Volksüberlieferung, um die oft nur lose zusammenhängenden Sagen der Vorzeit zum Leben athmenden Liede zu verdichten. So eng der Kreis von Empfindungen ist, den die Gefühle der Menschenbrust hier umspannen, so voll und stark strömen sie dahin und nehmen unsere Theilnahme, bis der letzte Akkord verklungen ist, in gleicher Weise in Anspruch. Vom Kunstepos, das in der Hauptsache bewusstem Schaffen entspringt und seinen Gegenstand mit ruhiger Ueberlegung wählt, läßt sich eine solche impulsive Wirkung nicht erwarten und wir müssen ihm schon zugeben, daß es auf Umwegen den Zugang zu unserem Herzen und Gemüth sucht. Dazu gelangt es dadurch, daß es die einzelnen Theile selbständiger macht, ja, sie von dem Ganzen scheinbar ablöst und ihnen eine Bedeutung giebt, die sie zu geschlossenen Episoden erhebt. Um die Wirkung solcher bevorzugten Partien anschaulich zu machen, brauche ich nur auf die

Geschichte der unglücklichen Inez de Castro hinzuweisen, die wir im dritten Gesange der „Lusiaden“ finden. Hier wird in wenigen Strophen nicht nur ein außerordentlich wirksamer Tragödienstoff gegeben, sondern der tragische Vorgang entfaltet sich vor unseren Augen in solcher Macht und Höheit, daß seine Nachbildung im Drama die Wirkung so leicht zu erreichen, geschweige gar zu überbieten vermöchte. Auch Linggs Völkerwanderung bietet solche Höhepunkte der Gestaltung in herrlichen Gebilden von keineswegs geringer Zahl. Ich erinnere an die Begegnung des jungen Gothenkönigs Alarich mit der Sirene am Schluß des siebenten Gesanges, an das vorangehende, ganz in sich beschlossene Idyll „Die griechische Insel“, an „Audogar und Sigune“ im fünften, „Athanf und Placidia“ im elften, „Maximus und Eudoxia“ im sechzehnten und „Alboin und Rosamunde“ im letzten Gesang. Mächtig als Episoden wirken auch die in einem großartig angelegten und durchgeführten Bilde geschilderte Verschüttung Pompejis, die Legende vom großen Pan, von den Siebenschläfern, die Vision des Cassiodorus und Anderes. Das sind poetische Perlen von einer Beschaffenheit, die uns für manche Monotonie, für ermüdende Stellen und für manche sprachlich trodene Strophe überreich entschädigt. Zu den wahrhaft glänzenden Seiten von Linggs Dichtung gehören auch die unübertrefflichen Natur- und Landschaftsgemälde, die wir neben dem mit rückwärts gewandtem Seherblick geschauten Bildern vergangenen Völkerlebens zur Erhöhung der Szene in zauberischer Nacht überall, wo es nur angeht, zu unserer Freude eingestreut finden. Dazu prägt sich uns die heroische Wucht und die nicht selten bestirrende Schönheit der Sprache aufs Tiefste ein. Daß das Vermaß bei einem Stoff, der nicht minder der antiken als der germanischen Welt angehört, nur das der romantischen Stange sein konnte, leuchtet ein. Sie wird fast durchweg in dem Werke meisterhaft gehandhabt. „Ein Mittelton zwischen geschichtsphilosophischer und realistischer Darstellung charakterisirt dieses Gedicht und giebt dem Stil, in dem es geschrieben ist, sein Gepräge: getragenes Pathos mit archaischem Anflug.“ In diesen Worten des verdienstlichen Biographen, Ruperts Kreller, ist Alles, was sich hierüber in Kürze sagen läßt, ausgesprochen und eben so unbedingt muß man seiner anderen Behauptung beipflichten: „Die Völkerwanderung erfüllt die erste und höchste Bedingung epischer Dichtung: sie ist national, sie hat ein wichtiges Ereigniß aus der Heroenzeit zum Gegenstand und dieses Ereigniß ist von weltgeschichtlicher Bedeutung.“ In der That, der Untergang des alten Roms und seiner heidnischen Welt in Folge des Einbruchs der bereits christlich gewordenen jungen germanischen Völkerstämme war ein Vorwurf, der einen deutschen Dichter wahrhaft begeistern konnte. Und wer an ihn heranzugehen und sich seiner mit aller Kraft einer ungemeinen Begabung zu bemächtigen, den seltenen Muth und die beharrliche Ausdauer bewies,

hat sich dadurch für alle Zeiten Ruhm erworben. Es ist etwa achtunddreißig Jahre her, da richtete ich auf Grund meiner Bekanntschaft mit der noch unfertigen Arbeit an den strebenden Dichter einen ermunternden Zuruf. Heute, im Zeichen der Erfüllung Dessen, was ich damals nur ahnte, wiederhole ich:

An Hermann Lingg.

(Im Mai 1862.)

Da hold der Frühling wieder angekommen
In seiner Blüthen wunderbarem Weben,
Sei frisch Dein Völkerfrühling vorgenommen.

Die Sonne, strahlt sie doch auch Deinem Leben!
In Dir auch wollen Reime sich erschließen,
Dortvor sich drängend an das Licht sich heben.

Vah hin dem Wohlklang Deiner Verse fliehen!
Die Fluth, von Dir wird sie sich lenken lassen
Und sich in ewigem Gesang ergießen.

Dir ward die Gabe, in das Lied zu fassen,
Wie sich die Menschheit hob in wilder Währung
Durch Nacht und Sturm, durch Blindheit und durch Hassen.

Du zeigst, wie Schuld und That geheim verkettet,
Und wie ein Volk so lang noch unbezungen,
Als bis sein letzter Held ins Grab gebettet.

Harmonisch ist das Lied, das Dir erklingen,
Weil Ein Gedanke durch das Ganze waltet,
So groß, wie einst im Lied der Nibelungen.

Des Dichters Geist mit lichter Kraft gestaltet,
Was sein Gefühl in kühnem Drang geboren:
Wo Plan ist, wird die Ordnung bald entfaltet.

Zu hohem Werke scheinst Du auserkoren,
So lasse Dich den Tadel nicht verbrießen
Der Blinden, die zum Sehen nicht geboren!

Die aber heute noch bedachtsam schweigen,
Da sie den gleichen Flug mit Dir nicht finden,
Sie werden sich beschämt noch vor Dir neigen.

Die Besten eilen, Dir den Kranz zu winden,
Und wer Dir naht, wird Deinen Werth begreifen:
Nie wird in dunkle Nacht Dein Name schwinden.

Die Sorgen magst Du von der Brust Dir streifen
Und Deiner Sendung erstem Ruf vertrauen,
Ich aber will, wenn Deine Mehren reifen,
An Dem, was Du vollbracht, mich stets erbauen.

München, im Januar 1900.

Martin Greif.



Der Mann und die Mode.

Die Mode ist ein Seitentrieb der Kultur und die Kleidermode der Frau ihr wildester Schöfeling. Wenn wir die moderne Kultur, als Gegensatz des Urzustandes, mit Unnatur bezeichnen, dann müssen wir die Frauenmoden als den schärfsten Ausdruck des Unnatürlichen ansehen.

Die hochragenden Fäden des Hirschgeweihs, die langen Federn des Goldfasanen und das vieläugige Rad des Pfauenmännchens zeugen von natürlicher Kraft, von Anmuth und Schönheit, sie sind ihnen von der Natur zur eigenen Zier und zur Augenweide für die weiblichen Genossen verliehen. Da herrscht die natürliche Zuchtwahl: der Stärkste und der Schönste sind berufen, den künftigen Geschlechtern ihre Gaben zu vererben. Das Weibchen ist zarter von Gestalt und unscheinbar in Form und Farbe. Die vielumworbene Pfauendame kennt nicht das Bedürfnis, sich zu schmücken, so lange das Männchen mit gleißendem Farbenspiel um ihre Gunst wirbt, und die hochgelobte „Frau Nachtigall“ überläßt es ihrem Gatten, den Hausbedarf an Liedern zu stellen: sie selbst verschwendet keinen Ton, um ein Männchenherz zu rühren.

Die Menschenfrau steht also im schroffen Gegensatz zu ihren Vafen aus der Thierwelt. Sie kleidet sich in mannichfache, bunte Farben, sie schmückt sich mit wechselnder Gewandung, — doch gerade ihr Reichthum an Schmuck verräth ihre Armuth an Bewerbern.

Die Frau der Unkultur, die Negerin, die Indianerin, das Weib des Südseeinsulaners, steht dem Manne häufig an äußerem Zierrath nach, die moderne Frau überstrahlt ihren Gatten durch Schmuck und Zier, sie ruft jede Technik zu Hilfe, sie übt alle Künste, sie bemüht sich, jeden ihrer Vorzüge in das beste Licht zu setzen, sie unterwirft sich der launenhaftesten aller Herrscherinnen, der Mode: — alles Das, um dem Manne zu gefallen. Die Liebeswerbung ist das Bewegende in der Kleidermode. Wenn Das nicht Unnatur ist, so heißt es doch jedenfalls, die Natur auf den Kopf stellen, allerdings auf den lapriziösen, reizvollen, zarten Kopf der modernen Frau.

Die Griechen und Römer hüllten sich in prächtige Gewänder, der Adel des Mittelalters und der Mann der Renaissance schmückten sich mit schillernden Stoffen, auch das Männchen des Rokoko war zierlich anzuschauen. Die Kleidung des Mannes ging und kam mit der Gewandung der Frau. Bald eilten jedoch die Damen den Herren voraus, sie änderten immer rascher Haar- und Kleidertrachten und in einer früher nicht gekannten Schnelligkeit wechselten Schnitt und Stoff. Je schneller aber die Frauen ihre Hüllen ablegten und neue anthaten, desto gleichmüthiger und gleichmäßiger wurde der Mann in seiner Bekleidung; je mehr die Dame sich und ihre Gewandung zu einem einheitlichen, reizvollen Kunstwerk zu gestalten suchte — das zwar künstlich,

aber selten künstlerisch wurde —, desto weniger Werth legte der zum Herrn der Schöpfung gewordene Mann auf das Schmückende in seiner Kleidung. Die Frau hatte ihm die Mühe abgenommen, sich künstlerisch zu kleiden; er begnügte sich damit, seine Hülsen praktisch und bequem zu gestalten: sie bieten ihm vollen Schutz gegen die Einflüsse der Witterung, sie sind rasch anzulegen, stören nicht in der Bewegung des Körpers, dafür sind sie aber auch so unscheinbar und unschön in Schnitt und Farbe, daß der Mann neben der geschmückten Frau aussieht wie das Pfauenweibchen neben dem radschlagenden Herrn der Pfauenwelt. Je mehr die Schönheitspflege der Frau fortschreitet, desto weniger Sorgfalt verwendet der Mann auf sich. Er vermeidet fast ängstlich, seine körperlichen Vorzüge zur Geltung zu bringen: das Haar, der schönste natürliche Schmuck des Menschen, wird kurz geschoren und das Haupt mit einer luftdicht schließenden Röhre bedeckt, so daß auch die kurzen Haare in ihrer Wurzel welken und abfallen.

Die moderne Sportbewegung hat darin zwar einigen Wandel geschaffen, aber sie entspringt nur praktischen Gründen, nicht ästhetischen. Der Mann begann, im Hasten des Berufslebens zu degeneriren, er bedurfte der Bewegung in freier Luft. Mit Behagen sah er sich in Wadenstrümpfen, Barrett und faltigem Hemd verschönern und verzüngen: aber dieses Gefühl durfte sich nicht bewußt äußern. Das wäre für ihn als Mann unpassend.

So wenig die Sportkleidung auf die Männermode Einfluß übte, so wenig vermochte sie, die Frauenkleidung zu reformiren. Man erwartete von der Freigabe der zierlichen Formen unterhalb des Knies einen neuen Aufschwung der Frauenmode, vom Bloomer eine neue Herrschaft in der Kleidung. Und doch ist's beim Alten geblieben, bei der ewig unlogischen Erneuerung der Frauenkleidung. Und eine Aenderung wird nicht eintreten, so lange die Frau sich bemüht, dem Manne zu gefallen, so lange das „Werben“ des Mannes eine konventionelle Lüge bleibt, Das heißt: so lange er gesucht und umworben wird.

Das Kleid der modernen Frau soll aber nicht nur dem Manne gefallen: es soll seine Trägerin auch von ihren Mitschwestern vortheilhaft unterscheiden, ihr gewissermaßen Schutz gegen die Konkurrenz bieten, — daher der Wunsch, möglichst anders auszufehen als die anderen Weibchen. Nun kann man auch die Genugthuung der Frau, deren Robe den Gleichmuth der Freundinnen stört, von einem höheren Gesichtspunkt aus verstehen und verzeihen. Da es sich um einen ernststen Wettbewerb handelt, bei dem alle Chancen und alle Mittel sehr eingehend erwogen werden, darf das Kleid nicht zu sehr abstecken, um kein allzu scharfes Urtheil herauszufordern: daher der Wunsch, sich so zu kleiden, wie „man sich trägt“. Man will in allen Sünden der Modeauschreitung Mitschuldige haben.

Im Mittelpunkt dieser sich schneidenden Linien steht die Tagesmode.

Hierzu kommt, daß jedes neue Kleid, jede frische Farbe die Schönheit der Frau in einer neuen Beleuchtung zeigt, deren sie im steten Kampf mit der nagenden Zeit zu bedürfen glaubt, und daß dieser neue Schliß der Schönheitsaffette das Selbstbewußtsein hebt. Bewußtsein der eigenen Kraft gehört nun einmal ins Arsenal des Eroberers. So versteht man auch den immer rascher sich vollziehenden Wechsel der Mode.

Je freier die Frau in der Gesellschaft sich bewegt, je mehr sie in die Lage kommt, im freien Wettbewerb um die Gunst des Mannes mit sich selbst für sich selbst einzutreten, um so mehr Sorgfalt verwendet sie auf ihr Aeußeres und um so häufiger wechseln die Moden. Auch die Frauen, die diesem Wettrennen gern unbetheiligt zusehen möchten, diejenigen, die nur eines Mannes Gunst erwünschen und besitzen, werden gezwungen, immer neue Farben zu bekennen, um nicht in ihrem Aussehen zu veralten. Die Männer sind unstill; man will den anderen Frauen keinen Vorrang lassen und besser ist es, der Gatte zahlt theure Schneiderrechnungen als . . . Neugeld.

Man sieht: es giebt eine Gerechtigkeit auch in der Mode. Zum Schluß bezahlt der Mann die Mühe und Sorgfalt der Frau, ihm reizvoll zu erscheinen, mit schwerem Geld, oft mit noch kostbarem. Zahlreiche — man wäre fast versucht zu sagen: zahllose — Männer stehen im Dienst der Frauenmode. Wohl die Hälfte aller Industrien dient ihren Bedürfnissen. Doch Das ist nicht neu. Weniger bekannt dürfte es sein, daß die Schöpfer der Mode fast ausschließlich Männer sind. So schafft die Männerwelt selbst die Mittel, mit denen sie beehrt wird.

Vom Musterzeichner, der den Geweben neue Farben erfindet, bis zum „großen Schneider“: fast immer sind es Männer, vorzüglich Männer, die den Frauen ihren kostbaren Tand liefern. Die Doucet und Worth zogen die Männer aus, deren Frauen sie ankleideten; dabei behandelten sie ihre Kunden, selbst die Damen aus der Gesellschaft, nicht viel besser als der Maler sein Modell.

Es giebt auch in Wien und Berlin Häuser, die unter die Schneiderdynastien zu rechnen sind, aber sie können doch nur als Vasallen der großen Modenkönige gelten, die in Paris ihren Thron aufgeschlagen haben. Ein wiener Schneider, und auch der berliner, selbst der hervorragendste, läßt sich herab, seine Kunden höflich zu begrüßen, und für Geld und gute Worte komponirt er jeder Dame eine Robe. Der pariser Modefürst pflegt seine Stellung viel exclusiver aufzufassen. Er sieht sich die Gestalt genau an, der er seine Schöpfungen anvertrauen soll, und gar manche Dame mußte sich sagen lassen, daß ihre Tournüre nicht genüge, um das große Meisters „création“ in die Oeffentlichkeit zu bringen. Man erzählt — verkürrt —, daß die Frau

eines weltbekannten Chocoladefabrikanten, deren Bau, Farbe und Haltung das Wohlgefallen einer solchen Hoheit vom Centimeter erregt hatte, sich dennoch erst verpflichten mußte, monatlich für zwanzigtausend Francs Aufträge zu erteilen, ehe er sich entschloß, sein *Maitre-Maaf* um ihre Mitte zu schlingen. Ein theures Milieu, das Viertel zwischen der großen Oper und der Madeleine, wo die Mode der civilisirten Welt gemacht wird, — die Mode der Lebewelt, die Mode der Damen, die leben, um zu lieben, und jener, die lieben, um zu leben! In dieser schwülen, sinnlichen Atmosphäre entstehen die Trachten und Schnitte, werden Stoffe und Auspuß bestimmt, die „man trägt“. Die heimischen Modeblätter können an Dem, was Paris vorschreibt, nur mildern und umändern, aber sind noch immer außer Stande, sich von der Hauptstadt Frankreichs zu emanzipiren. Farbe und Zeichnung der Gewebe erfinden Männer, die wohl Anschluß an die großen Kunstbewegungen ihrer Zeit suchen, aber der Schneider kennt nur eine Kunst: die ihm anvertrauten Gestalten stets neuartig anziehend zu kleiden. Was ist ihm die Kunst, die der Natur nachstrebt? Er kennt das Weib nur im Korset und Jupou, ihm ist die herrlichste Offenbarung der organischen Welt, der weibliche Körper, nur die Puppe für seine Kleider und die dem Meer entfliegene Göttin wäre ihm nur eine schlechte Kundin. Er sucht und erfindet neue Motive, wenn die alten abgetragen sind, er denkt in Falten, Plissés, Bias, Schmelz, Zais, Volants und Dütenfalten; die Damen tragen seine Schöpfungen in die ganze Welt oder in die Halbwelt. Hunderte von Motiven gehen verloren, sie bleiben „einziges Modell“: endlich wird eins nachgeahmt, die Nachahmung findet weitere Nachbeter, dann viele, endlich zahllose Anbeter —: die Mode ist gemacht.

So kommt es, das wir zwar sezessionistisch geblühte Stoffe, lebendig gefärbte Roben und Hüte sehen, aber kein Kleid, das seinen Zusammenhang mit der modernen Kunst nachweisen könnte, obgleich die schlanken Formen den symbolistischen Figuren nachzustreben scheinen. Halbwegs künstlerischen Intentionen entsprechend war der weite, faltige Rock und die Blouse mit breiten Ärmeln: die entschwundene Mode der verflossenen Jahre. Es gab da ein Spiel der Farben und Falten, das anziehend wirkte; die weibliche Gestalt war wie die Blume von wogenden Blütenblättern umhüllt, so daß die jungen Künstler anfangen, den Reizen der modernen Frauenkleidung nachzuspüren, nachdem sie ihre Auswüchse gehörig verspottet hatten. Aber ohne Rücksicht auf die Kunstentwicklung verengte sich der Ärmel, der Rock fiel zusammen, — und nun sind wir wieder bei den schmalen Ärmelfutteralen und eng umspannten Hüften angelangt. Das griechische Kleid bleibt das Ideal, weil es in faltigem Spiele den Leib umfließt und das Störende jeder Form, Alles, was die Schönheitlinie überschreitet, individuell verbirgt; die heutige Mode ist häßlich, weil sie den Körper an sich preisgibt. Die Künstler wissen, was schön ist; sie

könnten uns eine Frauentracht schaffen, die allen Anforderungen entspräche; aber vielleicht müßten sie sich erst gewöhnen, auch handwerksmäßig — oder sagen wir technisch-schneidermäßig — zu denken, wie sie ja auch die Gesetze der Metallbearbeitung, die Struktur des Holzes studiren müssen, wenn sie in diesen Materialien arbeiten wollen.

Der Versuch, Künstler für die Regenerirung der Frauenmoden zu interessiren, wurde schon oft unternommen und führte stets zu allseitiger Enttäuschung, hervorgerufen durch die Gegensätze der Anschauung. Dem Künstler ist der Frauenkörper der Ausdruck der Schönheit an sich. Da nur selten ein Weib, sei es in den Mäßen oder in den Formen, allen Gesetzen der Aesthetik entspricht — und es giebt besonders für die Proportion feststehende Normen —, so ändert er instinktiv seine Zeichnung. Außerdem liegt in der Abweichung das Individuelle, oft sehr Reizvolle. Der Künstler würde auch in der Kleidung individualisiren, die Schönheitsfehler drapiren, um das Individuum dem allgemeinen und stets geltenden Ideal zu nähern, ohne seine Besonderheiten zu verwischen. Aber da es nur eine Schönheit giebt, ein Gesetz des Vollkommenen, so würde er erst umdrapiren, wenn der Körper sich geändert hat, und vielleicht erst nach Generationen, nach allgemeinen Geschmacksrevolutionen, zu neuen Formen sich entschließen.

Die Frau aber kann nicht warten. Sie will sich den ewigen Gesetzen nicht unterwerfen, weder denen der Schönheit noch denen der rasch hineilenden Zeit. Ihre Welt schwindet im Rauschen des Kleides, sie muß es wechseln, damit der neue Stoff ihr neues Leben künde. . . .

Der Schneider ist weniger gewissenhaft. Er dient nicht der Natur: er korrigirt sie; er studirt nicht die ewigen Gesetze der Schönheit: er schafft sich neue, wenn die alten abgebraucht sind; er komponirt sein Kleid und sucht sich dazu die Frau. Paßt ihr Körper nicht in die Hülle, — um so schlimmer für sie, dann wird geschnürt oder gelöst, gepreßt oder gebauscht, bis die Dame seinem Ideal Kleid sich einfügt. Nicht nur die Hülle unterliegt der Mode, sondern auch die Form des Körpers. Der Schneider dient so, während er zu herrschen glaubt, dem Verlangen der Frau, die dem Manne in immer wechselnden Reizen erscheinen will. Dem Schneider beugt sie sich. Der Künstler aber dient ewigen Gesetzen, die von je her regirten, ehe die moderne Frau war, und die nach ihr sein werden, — und sie beugt sich ihm nicht. Eine Weile lang, damals, da die Kunst „modern“ wurde, schien es, als ob die Mode mit der Kunst gehen wollte; der Körper kam zur Geltung und wurde nicht verunstaltet. Aber nun läuft die Mode wieder davon: den Männern nach.

Wien.

Heinrich York-Steiner.

Der Rhein-Elbe-Kanal. *)

In Projekt wie der Rhein-Elbe-Kanal hat unbestreitbar sehr viel Bestechendes an sich. Man will durch einen groß angelegten Verkehrsweg Osten und Westen des Vaterlandes einander nähern; man will, ähnlich wie es bei den Eisenbahnen geschehen ist, unsere Wasserstraßen in ein einheitliches, geschlossenes System bringen und erinnert sich dabei, daß große Kanäle schon in alten Zeiten von weitsichtigen Herrschern als ein wirksames Mittel zur Belebung der Volkswirtschaft erkannt worden sind. Der ruhige Betrachter aber wird keinen Augenblick vergessen dürfen, daß ein so kostspieliges Unternehmen, wie der Kanal, ganz nächstern geprüft werden muß und er wird sich sofort die Frage vorlegen: Würden wir nicht besser statt des Kanals weitere Eisenbahnen bauen? Diese Frage ist in der That bei der Verathung der preussischen Kanalvorlage immer wieder aufgeworfen worden.

Nun haben sich manche Kanalfreunde und auch die Regierung die Beweisführung sehr leicht gemacht, indem sie einfach behaupteten: Wir haben gar nicht mehr die Wahl zwischen Kanal und Eisenbahn; denn mit der Eisenbahn allein können wir vernünftiger Weise auf die Dauer nicht mehr den Anforderungen des ungeheuren Verkehrs im westfälischen Kohlenrevier gerecht werden. In der Kommission führte der Eisenbahnminister aus: An die Bewältigung des immer wachsenden Verkehrs im Kohlenrevier durch die Eisenbahnen allein ist nicht zu denken, weil dort die Eisenbahnen bald an der Grenze der Leistungsfähigkeit angelangt sein werden. Das heißt: an dem Punkt, von wo ab wegen der zunehmenden Komplikationen des Betriebes eine weitere Betriebssteigerung keinen Nutzen mehr bringt, sondern schädlich wird. Wenn also der Kanal nicht gebaut wird, sondern die Eisenbahnen eine weitere Belastung erfahren, so werden die neu zu bauenden Bahnen keine Ueberschüsse mehr bringen, sondern vielleicht sogar ein Defizit ergeben. Es wäre daher von vorn herein unwirtschaftlich, sich auf die Eisenbahnen zu beschränken, so lange noch ein anderes, rentableres Verkehrsmittel zur Verfügung stehe. Diese Behauptungen waren eben so lähn wie neu. Zu ihrer Begreifung hielt man es für gut, die schwärzesten Bilder von der Tragsfähigkeit unserer Eisenbahnen zu entwerfen, und Herr von Thielen gab in der Kommission folgendes erstaunliche Muster von Rechengewirbel zum Besten: Nehmen wir an, daß in den nächsten zehn Jahren der Verkehr sich jährlich um $3\frac{1}{2}$ Prozent steigert, so haben wir eine Mehreinnahme zu erwarten, die zur Zeit der Eröffnung des Rhein-Elbe-Kanals jährlich 500 Millionen Mark betragen wird. Wir würden aber in der selben Zeit zur Vermehrung und Ausgestaltung des Eisenbahnnetzes die riesige Summe von 1800 Millionen aufwenden müssen. Nimmt man nun an, daß von der Mehreinnahme der Eisenbahn $\frac{1}{2}$, also 100 Mil-

*) Nachdem die Thronrede die erneute Einbringung des Kanalprojektes „zur theilweisen Entlastung der Staatseisenbahnen wie zur Hebung des binnländischen Verkehrs . . . erweitert durch Vorschläge für die besonders dringliche Herstellung moderner Schiffsahrtverbindungen u. s. w.“ angekündigt hat, wird ein zusammenfassender Rückblick zur Orientirung für die kommenden Verhandlungsstadien nicht unerwünscht sein.

tionen Mark, auf den Kanal übergehen, so würde Dem entsprechend auch eine Verringerung des Kapitalaufwandes für Betriebssteigerungen eintreten. Veranschlagt man diese Summe ebenfalls auf $\frac{1}{3}$, so ergibt Das schon eine Kapitalersparniß von 360 Millionen Mark, einer Summe, die die für den Kanal aufzubewendenden Anlagekosten übersteigt.

Es ist Das eine von den vielen Berechnungen, auf die nicht das Mindeste zu geben ist. Mit Zahlen kann man bekanntlich Alles beweisen, — und hat man im Abgeordnetenhaufe Alles damit bewiesen. Wer die Verhandlungen über die Vorlage nachliest, muß sich daher zunächst allen statistischen Nachweisungen gegenüber mit einer gehörigen Dosis von Skepsis waffnen. Ich weiß nicht, wie der Minister zu seinen Zahlen gekommen ist; jedenfalls aber hat er mehrere Fehler gemacht. Einmal hat er die Zahlen der letzten Jahre zum Maßstab gemacht, obgleich gerade in diesen Jahren in Folge der günstigen Finanzlage, veranlaßt aber auch durch die vielen Unglücksfälle, ganz außerordentliche Betriebsverbesserungen vorgenommen wurden. Ferner ist in die Zahlen für die Eisenbahnen der Personenverkehr miteinbezogen worden; gerade der Personenverkehr verschluckt aber den größten Theil der riesigen Summen, die uns die Eisenbahnen kosten, und dieser Theil der Ausgabe-summen kann durch den Bau des Kanals um keinen Pfennig vermindert werden. Mit welcher Konfalanze bei solchen Berechnungen zuweilen verfahren wird, zeigt besonders deutlich ein offiziöser Artikel, mit dem um die Mitte des September für den Kanal Stimmung gemacht wurde. Da wurde ausgeführt, die Eisenbahneinnahmen des Jahres 1898 hätten zwar den Ansaß um 60 Millionen überschritten; diese Ueberschreitung sei aber weit überholt worden durch das ungeheure Anwachsen der Ausgaben. In Folge dieses außerordentlichen Anwachsens hätten die Ueberschüsse nicht, wie im Etat vorgesehen war, 175, sondern nur 132 Millionen Mark betragen, seien also um 25 Prozent hinter dem Voranschlag zurückgeblieben. Wenn Das so weiter ginge, so würde man mit einer Belastung der Staatskasse für Eisenbahnbauten „von geradezu ruinöser Höhe“ zu rechnen haben, folglich . . . u. s. w. Der Verfasser dieses Artikels mußte sich schon am folgenden Tage durch Eugen Richter belehren lassen, daß die Ueberschüsse nach Abzug der Summen für Verginsung und Amortisation der Anlagekapitalien nicht 132, sondern 259 Millionen betragen haben. Der Offiziosus war zu seinem trüben Ergebniß nur dadurch gekommen, daß er die gesammten einmaligen außerordentlichen Ausgaben für Eisenbahnen vorweg in Abzug brachte. Auf diese Weise kommt man natürlich zu jedem gewünschten Resultat, es wird aber Niemand erwarten können, daß solche Berechnungen irgend welchen Eindruck machen.

Ich denke, wir stehen hier im Grunde genommen einfachen Thatfachen gegenüber. Seitdem wir die Eisenbahnen verstaatlicht haben, haben wir aus ihnen immer wachsende Ueberschüsse gezogen. Es ist möglich, daß diese Ueberschüsse in Folge von Betriebsverbesserungen bei weiteren Verkehrssteigerungen nicht mehr in dem selben Maße steigen wie bisher; es liegt aber nicht der mindeste Grund zu der Annahme vor, daß bei einer weiteren Komplikation des Betriebes die Staatskasse für Eisenbahnbauten in geradezu ruinöser Weise in Anspruch genommen wird. Wenn im Kohlenrevier die jetzigen Eisenbahnen nicht mehr genügen, so baue man neue, die aller menschlichen Voraussicht nach eben so rentabel sein werden wie die alten. Nichts hindert uns, den Verkehr im rheinisch-westfälischen In-

Industriebezirk auch fernerhin durch Eisenbahnen allein zu bewältigen; wir haben alle Freiheit der Wahl zwischen Wasser- und Schienenweg und können in aller Ruhe untersuchen, welchen Weg wir am Zweckmäßigsten wählen.

Es ist überflüssig, die großen Vorzüge, die die Eisenbahnen vor allen Kanälen voraus haben: Schnelligkeit und Zuverlässigkeit der Beförderung, lang und breit zu erörtern. Diese Vorzüge sind unbestreitbar und wurden auch von den Kanalfreunden unbedingt zugegeben. „Es ist unleugbar,“ schrieb z. B. die Nationalzeitung am vierundzwanzigsten März 1899, „daß Kanäle im Vergleich mit Eisenbahnen ein in mancher Hinsicht untergeordnetes Verkehrsmittel sind: für den Personenverkehr kommen sie so gut wie gar nicht in Betracht; dem lokalen Güterverkehr können sie nur in geringem Maße dienen, da die Zahl der Anlegestellen und Ladevorrichtungen eine beschränkte bleiben muß; im Winter pflegt die Benutzung durch Frost mehrere Monate hindurch ausgeschlossen zu sein.“ Die Zeitung beilegte sich aber, hinzuzufügen: „Diesen Nachtheilen steht der große Vorzug gegenüber, daß der Massentransport auf weite Entfernungen ungleich wohlfeiler zu Wasser als durch Eisenbahnen, wenigstens durch die jetzigen, erfolgen kann.“ Hiermit ist das Hauptargument ausgesprochen, das unsere Kanalfreunde immer wieder ins Feld geführt haben: die Kanäle verdienen wegen ihrer Billigkeit den Vorzug. In der That sind heute die Frachten auf dem Wasserwege wesentlich billiger als auf der Eisenbahn. Auf den preussischen Bahnen betragen die Spezialtarife für Massengüter 4,5, 3,5 und 2,6 Pfennig pro Tonnenkilometer; die Schiffsahrtabgaben für einen Tonnenkilometer ergeben dagegen auf preussischen Wasserstraßen nur folgende Zahlen:

Oder-Spreekanal: 0,16 bis 0,32 Pfennige.

Kanalisirte obere Oder: 0,24 bis 0,48 Pfennige.

Kanalisirter Main: 0,30 bis 0,60 Pfennige.

Die Frachten auf unseren Wasserstraßen sind also wirklich bedeutend niedriger als auf den Eisenbahnen. Aber diese Billigkeit der Frachten berechtigt noch nicht zu dem Schluß, daß unsere Kanäle selbst billiger wären. Die relative Niedrigkeit der Tarife hat vielmehr ihren Grund in ganz anormalen Verhältnissen. Von den Erträgen unserer Eisenbahnen verzinsen und amortisiren wir nicht nur das Anlagekapital, sondern behalten auch noch große Ueberschüsse übrig, so daß die Eisenbahnfrachten thatsächlich den Charakter einer Steuer tragen. Dagegen sind wir bei Kanälen froh, wenn sie die Betriebskosten decken. Selbst der Rhein-Elbe-Kanal mit seinen hohen Abgaben würde nach den gewiß nicht zu ungünstigen Berechnungen der Eisenbahndverwaltung nur eine Verzinsung des Baukapitals von 3,5 Prozent einbringen, während unsere Eisenbahnen zu 6 Prozent rentiren. Unsere Tarifpolitik bei Wasser- und Schienenwegen ist also grundverschieden. Diese Verschiedenheit entstammt zum Theil den Verkehrsebenen unserer merkwürdigen Wassergesetzgebung, zum Theil beruht sie auf sehr natürlichen Gründen. Denn wenn wir auf den Wasserstraßen so hohe Abgaben erheben wollten, daß sie eben so rentiren wie unsere Eisenbahnen, dann würde es mit der Herrlichkeit unseres Wasserverkehrs bald zu Ende sein.

Ein Vergleich der Frachten besagt gar nichts über die Billigkeit der beiden Verkehrsmittel. Er dient vielmehr nur dazu, die Thatsache zu verschleiern, daß Kanäle ein kostspieligeres Unternehmen sind als Eisenbahnen. Will man die wirk-

liche Billigkeit von Wasser- und Schienentweg vergleichen, so muß man eine Eisenbahnanlage und einen Kanal von gleicher Leistungsfähigkeit vergleichen und ermitteln, auf welcher Seite Anlage- und Betriebs-Kapital größer sind. Das ist die Kernfrage, die schon die kanalbegeisterte Rationalzeitung in der eben erwähnten Nummer richtig formuliert hat: „In den Mittelpunkt aller sachlichen Erörterung des Kanalproblems tritt die Frage: Wäre unter Aufwendung so großer Summen, wie die Vorlage sie fordert und wie sie unzweifelhaft im Verfolg der etwaigen Bewilligung noch weiter werden aufzuwenden sein, eine Verbesserung unseres Eisenbahnwesens möglich, die mehr leisten würde als der Rhein-Elbe-Kanal? . . . Zudem die Eisenbahnverwaltung für den Kanal eintritt, bekundet sie, daß sie mit den selben Kosten auf ihrem eigenen Gebiete, dem des Eisenbahnwesens, nicht die nämlichen Leistungen erreichen zu können glaubt. Die Rechnung, die zu diesem Ergebnisse führt, wird in ihren großen Zügen in den Verhandlungen des Abgeordnetenhauses vor dem Lande aufgemacht werden müssen.“

In Wirklichkeit hat die von der Rationalzeitung formulierte Frage während der ganzen Verhandlungen niemals im Mittelpunkt sachlicher Erörterungen gestanden und die Rechnung, die die Regierung zu ihrer Stellung berechnet wurde, „als nichtig und ungenügend betrachtet.“ Der Kommissionsbericht äußert sich über diesen Punkt sehr resigniert: „Der Versuch, eine exakte Lösung des Problems der Konkurrenzfähigkeit des Kanals gegenüber den Eisenbahnen durch eine Vergleichung der beiderseitigen Selbstkosten herbeizuführen, mißlang, weil eine Klarheit über die Höhe der Selbstkosten der Eisenbahn nicht zu erzielen war . . . Die auf Antrag eines Abgeordneten von der Kommission an die Regierung gestellte Frage in Betreff der Eisenbahnselfstkosten ist nicht bestimmt beantwortet worden.“ Die Regierung, die sonst alles Mögliche und Unmögliche statistisch bewiesen hat, hat sich also merkwürdiger Weise gerade an die erste und wichtigste Frage, die zu beantworten war, nicht herangemacht. Allein die Klärung dieser Frage hätte zahlenmäßigen Aufschluß über die Billigkeit von Kanal und Eisenbahn geben können; die Vergleichung der Frachten bestätigt höchstens die alte Erfahrung, daß Eisenbahnen billiger sind als Kanäle. Denn wenn unsere Kanäle keinen Tarif vertragen können, der sie eben so rentabel machen würde wie die Eisenbahnen, so liegt Das doch wohl daran, daß ein solcher Tarif verhältnismäßig höher sein würde, als unsere Eisenbahnfrachten sind.

Niemand wird einsehen, weshalb wir uns für ein Unternehmen erwärmen sollten, das einen bestimmten Zweck auf unnötig kostspielige Weise erreicht. Wir haben dazu um so weniger Veranlassung, als der preussische Staat durch den Bau des Kanals in eine sehr unbequeme Situation kommen würde. Und hierin ist eins der wichtigsten Bedenken gegen den Kanal enthalten: Preußen würde sich durch den Kanal für seine Tarifpolitik die Hände binden und gezwungen sein, die bisher von ihm geübte gesunde Praxis zu Gunsten einer ungesunden aufzugeben. Augenblicklich sind die Eisenbahnabgaben so hoch bemessen, daß unsere Staatsbahnen nach dem Etat für 1899 einen Ueberschuß von 531 Millionen Mark ergeben; davon kommen in Abzug 228 Millionen für Verzinsung und 39 Millionen für Amortisierung der Staatsschulden (der gesamten Staatsschulden, also nicht nur des Anlagekapitals für Eisenbahnen). Bleiben noch 264 Millionen Mark, die für allgemeine Staatszwecke verwandt werden können. Zum Vergleich führe

ich an, daß nach dem selben Etat die gesammten ordentlichen Nettoeinnahmen 964 Millionen betragen; der Ertrag der gesammten direkten Steuern ist auf 220 Millionen, der der indirekten Steuern auf 45 Millionen Mark angesetzt. Unsere Eisenbahnüberschüsse bedeuten also für den Staat eine sehr werthvolle Einnahmequelle, deren vollständiges Versiegen uns zwingen würde, die Erträge unserer direkten und indirekten Steuern um 100 Prozent zu steigern. Nun haben die Eisenbahnüberschüsse vor allen indirekten Steuern den Vorzug, daß sie auf sehr leistungsfähige Schultern, nämlich auf die unserer Händler, gewälzt sind, während indirekte Steuern in erster Linie die ärmeren Schichten treffen; denn wenn sie überhaupt einträglich sein sollen, so müssen sie auf Massenartikel gelegt werden, die Jeder nöthig hat. Vor allen direkten Steuern aber haben unsere Eisenbahnüberschüsse den Vorzug, daß sie — ganz wie indirekte Steuern — nicht drückend sind und nicht als Steuer empfunden werden. Sie sind daher nicht nur eine fette Einnahme, sondern werden auch auf sehr angenehme Weise erzielt; und wenn wir vernünftig sind, suchen wir uns eine solche Einnahme nach Kräften zu erhalten.

Der Bau des Kanals würde dem jetzigen gesunden Zustand ein Ende bereiten. Der Kanal würde uns vielleicht viel Geld kosten: ganz sicher aber würde er nichts einbringen, sondern im Gegentheil eine beträchtliche Verringerung unserer Eisenbahnüberschüsse verursachen. Die Regierung berechnet den Ausfall an Eisenbahneinnahmen auf 53 Millionen, Graf Kanitz auf 100 bis 120 Millionen Mark. Auf jeden Fall ist die Summe sehr groß und sie wird dadurch noch viel größer, daß ein Rhein-Elbe-Kanal voraussichtlich eine allgemeine Herabsetzung der Eisenbahntarife im Gefolg haben würde. Denn es wäre in der That eine große Unbilligkeit, allen Bewohnern des Landes eine Verkehrssteuer aufzubürden, von der nur die Leute, die zufällig am Kanal wohnen und Massengüter versenden, befreit sind. Es wäre daher die einfachste Forderung der Gerechtigkeit, die Eisenbahntarife allgemein herabzusetzen; und dadurch würden unsere Ueberschüsse weiter verkürzt.

Allerdings ist es gerade eine Ermäßigung unserer Eisenbahntarife, worauf manche Kanalfreunde abzielen. Der Abgeordnete Richter sagte in der dritten Sitzung: „Wir sind auch deshalb für die Vorlage, weil wir wünschen, daß endlich die Stagnation in der Tarifentwicklung des Gütertransportwesens durchbrochen wird, daß Konkurrenz geschaffen wird den Eisenbahnen. Wir sind überzeugt, daß gerade der Mittellandkanal zu einer allmählich fortschreitenden Ermäßigung der Eisenbahntarife nicht blos in den Gegenden des Mittellandkanals, sondern in ganz Preußen führen wird.“ Das ist beim Abgeordneten Richter begreiflich; wie aber ist es zu verstehen, daß Miquel, der vorsichtigste aller Finanzminister, hier auf einmal so sorglos geworden ist? Herr von Miquel ist doch der energischste Verfechter unserer Tarifpolitik. Ihrer Erschütterung dürfte er nur zustimmen, wenn er ihre Grundlage als falsch erkannt und sie daher prinzipiell aufgegeben hätte. Davon ist natürlich keine Rede, wie er selbst betont hat; sollte aber einmal dieser Fall eintreten, so würden die Konsequenzen viel richtiger in der Weise gezogen, daß einfach unsere Eisenbahnfrachten ermäßigt und etwa Staffeltarife eingeführt würden. Dann brauchten wir nicht den theuren und riskanten Kanal, zu bauen; die Vortheile würden allen Bewohnern des Landes gleichmäßig zu Gute kommen und damit fiel auch der Streit über die Kompensationen weg.

Das sind die Ergebnisse, zu denen man gelangt, wenn man das Kanalprojekt nach finanziellen Gesichtspunkten prüft. Wir bewältigen den Verkehr billiger als durch den Kanal durch weitere Eisenbahnen. Wir würden durch den Kanal das Rückgrat unserer Finanzen, die Eisenbahnüberschüsse, gefährden. Die Phrase von der Billigkeit der Kanäle hat nur Sinn, wenn man damit die Billigkeit der Frachten meint. Diese ist allerdings eine Thatsache; und es ist kein Wunder, wenn Die um Krupp so großen Lärm um den Kanal schlagen. Man sollte aber aufhören, sich jedesmal zu entrüsten, so oft es ausgesprochen wird, daß der Kanal hauptsächlich den Großindustriellen nützen würde, die ihre Massenartikel billig transportiren wollen.

Diese einfachen finanziellen Erwägungen können meiner Ansicht nach allein bei der Beurtheilung des Projektes maßgebend sein; sie genügen jedenfalls, um eine ablehnende Haltung zu begründen. Was man sonst für den Kanal angeführt hat, ist nicht geeignet, diese Haltung zu erschüttern. Der Kanal soll eine werthvolle Landesmelioration darstellen, — mag sein. Er soll die Industrie beleben; nun ja, wie eben jede Transportverbilligung die Industrie belebt, auch etwa eine Ermäßigung der Eisenbahnfrachten. Gewiß befördert jede Herabsetzung der Tarife an sich die Decentralisation der Industrie; aber gerade der Rhein-Elbe-Kanal würde daneben insofern eine centralistische Tendenz haben, als er eine einzige Kohle, die westfälische, auf Kosten der schlesischen bevorzugen würde. Das ist von allen Seiten anerkannt worden und die schlesischen Abgeordneten haben darauf ihre Kompensationsforderungen gegründet. Auf die sonstigen Einwände, die man gegen den Kanal erhoben hat, brauche ich um so weniger einzugehen, als sie das Gesammturtheil in keinem Falle ändern können. Die Behauptung, daß der Kanal die ausländischen Häfen auf Kosten der deutschen bevorzugen würde, ist sehr ansehnlich. Und wenn schließlich noch von dem Bau des Kanals eine Verschlimmerung der Deutenoth auf dem Lande befürchtet wird, so könnte dieser Grund freilich nicht zur Ablehnung des Kanals führen. Wir müssen heutzutage noch immer sehen, so viel Arbeitsangebot wie möglich zu schaffen; denn je gesuchter die menschliche Arbeitskraft ist, um so höher steigt sie im Preise. Im Interesse der Arbeiter dürfen wir daher nun und nimmer eine Vorlage deshalb ablehnen, weil sie dem Arbeiter Arbeit schafft. Wer Das thut und damit der Landwirthschaft zu helfen hofft, der treibt Symptomkuren, die noch nie etwas genützt haben.

Unerfahrene Leute konnten aus dem Kampf um den Kanal lernen, wie sehr unser Parlamentarismus heruntergekommen ist. Nicht Das ist das Traurige, daß unsere Parteien weniger das Wohl des Ganzen als die Wahrung von Einzelinteressen im Auge haben — eine energische Vertretung der natürlichen Interessengruppen des Volkes ist ein ganz wünschenswerther Zustand —, sondern das Betrübbende ist die Wahrnehmung, mit wie kleinen Mitteln der Kampf um große Ziele geführt wurde und in welchem Maße bei einschneidenden Fragen Intriguen und taktische Kunststücken geübt wurden. Nur die Konservativen hielten sich davon frei, können sich aber kein besonderes Verdienst daraus machen; denn sie befanden sich von vorn herein in günstiger Position und brauchten nur den Verlauf der Dinge abzuwarten. Sie beschränkten sich denn auch darauf, ihren Standpunkt ruhig und geschickt zu vertheidigen und namentlich vor einer unge-

büchlichen Aufbausprechung der Wichtigkeit des Projektes zu warnen. Den Kompensationsturm entschäfteten sie aus rein taktischen Gründen und diese Taktik bewährte sich; allen Schachzergeshäften aber haben sie fern gestanden und auch mit den Treiberen in der Frage der Gemeindewahlrechtsreform nichts zu schaffen gehabt.

Außerordentlich gehoben hat sich das ganze politische Prestige der Konservativen natürlich durch ihre Festigkeit gegenüber der dortmunder Kaisertrube; sie haben durch diese Festigkeit alle die Knechtesseelen ins Unrecht gesetzt, die es für eine ganz selbstverständliche Sache hielten, daß ein großer Theil der Partei nun muthig zurückweichen würde. Allerdings ist nicht die ganze Partei standhaft geblieben. Der „Reichsbote“ schrieb am Tage nach Dortmund: „Unter diesen Umständen bleibt erwägenswerth, ob die konservative Partei, so weit sie oppositionell steht, nicht am Patriotischsten und Klügsten handelte, wenn sie gegenüber der kommenden parlamentarischen Abstimmung über die Vorlage abseits träte und sich der Stimme enthielte. . . . Die Konservativen haben ihre Pflicht gethan und können nun das Weitere der Zukunft überlassen, indem sie das royalistische Opfer bringen, daß sie die Verantwortung für den Beschluß Denen, die ihn fassen, überlassen und den weiteren Gang nicht mehr aufhalten.“ Das ist in der That christlich deutsche Gesinnung; Das sind die Royalisten, die allerdings ihren König nie im Stich lassen; Das ist die konservative Partei, die das kleine Journal verkündete, als es nach der Ablehnung in ebler Begeisterung schrieb: „Die konservative Partei ist tot; es lebe die konservative Partei!“

Liberalen und Centrum aber haben sich vereint mit der Regierung nach Kräften bemüht, unseren Parlamentarismus in Mißkredit zu bringen. Der ganze Kampf für die Vorlage gruppirt sich um die Person Riquels; auf ihn blickten sofort alle Parteien und auch der Kaiser scheint von ihm die Durchführung des Planes erwartet zu haben. Die übrigen Minister waren Statisten, die voll und ganz ihre Pflicht thaten: Herr von Thielen, der seinen schon vorher bekannten Schneid auch hier bewährte, als er, ein zweiter Galilei, das kühne Wort sprach: „Gebaut wird er doch!“, der Freiherr von Hammerstein, der sich immerfort bei den Konservativen entschuldigte, daß er für diese Vorlage eintrat, und der Reichskanzler, der in den Debatten mehrmals eine ganz unheimliche Beredsamkeit an den Tag legte.

Herr von Miquel setzte ganz richtig ein, als er die Gründe für und gegen sorgfältig abwog, ohne zu verhehlen, daß die Bedenken zahlreich und berechtigt seien. Er hat anfangs vollkommen im Sinne der Gegner des Kanals die Wichtigkeit der Vorlage auf das allein richtige Maß zurückgeführt. Am vierzehnten April 1899 erklärte er: „Meine Herren, wir kalkuliren, supponiren, deduziren heute je nach der Auffassung des Einzelnen und je nach seinen ihm zunächst liegenden Interessen. Wir haben es hier mit einer rein wirtschaftlichen Frage zu thun und nicht mit einer politischen.“ Und als der Abgeordnete Richter meinte: „Es handelt sich hier nicht bloß um eine Zweckmäßigkeitfrage, sondern es handelt sich hier um eine politische Kraftprobe. . . Kapitult hier die Regierung, so wird . . . ein schwerer Schlag gegen die wirtschaftliche Entwicklung die Folge sein“, da entgegnete der Finanzminister am achtzehnten April: „Was nun auch werden wird, lassen wir uns nicht locken durch die Freihändler, wie den Herrn Abgeordneten Richter, der sagt, die Sammlungspolitik wird hiermit begraben, . . . und der sich gewiß freuen würde, wenn alle Herrn aus dem Osten gegen den Kanal stimmen

würden. . . . Möge diese Hoffnung nicht erfüllt werden. Wenn sie aber wirklich erfüllt würde, so wollen Diejenigen, die auf dem Boden des Schutzes der nationalen Arbeit stehen, . . . die Konsequenzen des Herrn Abgeordneten Richter nicht ziehen, sondern diesen Fall als einen doch immerhin vereinzelt ansehen und die eigentlichen Grundlagen des Zusammengehens zwischen Industrie und Landwirthschaft nicht als ausschließend betrachten und damit die Hoffnung des Abgeordneten Richter zunichte machen.“ (Bravo! rechts. Lachen links.)

Der Finanzminister desabourte sich aber selbst, als er bald darauf die ruhige Tonart aufgab und aus bekannten Gründen erschriebener auftrat. Jetzt auf einmal wurde die Parole: Kanal um jeden Preis! Die Liberalen unterstützten die Regierung redlich dabei, sprachen immer nur von dem „Kulturwerk ersten Ranges“, und weil sie an der Vorlage selbst beim besten Willen nichts Politisches entdecken konnten, so stimmten sie das Klagelied von der „Anarchie der politischen Beamten“ an, die es wagten, den Kanal abzulehnen. O, unsere Liberalen! Herr von Miquel rechnete, wie es scheint, ganz einfach: den Beamten wird gedroht, den Schlesiern kommt man in der Kompensationfrage entgegen und das Centrum wird durch die Wahlrechtsvorlage gelbdebt; diese drei Summanden führen die Ueberlegenheit der Kanalfreunde herbei. Leider nur hatte die Rechnung eben so viele Fehler: die Landräthe ließen sich nicht einschüchtern; den Schlesiern waren die Zusagen der Regierung nicht bindend genug, und das ganze Centrum war nicht zu gebrauchen. Zwar hatte es sich bereitwilligt auf Unterhandlungen eingelassen; der Kanal wurde mit der Wahlrechtsreform verknüpft und auch die Liberalen ließen es sich nicht verdrießen, für die ihnen schädliche Wahlreform einzutreten. Sehr bald aber zeigte sich, daß die Führer ihre Schaar gar nicht in der Gewalt hatten; die Stimmen der Centrumsabgeordneten waren daher gänzlich bedeutungslos, und statt wieder einmal ihre Unentbehrlichkeit bewiesen zu haben, mußte die Centrapartei die banale Wahrheit des arendtschen Wortes erfahren, daß, wer sich zwischen zwei Anschauungen setzt, keinen dauernden Platz in der politischen Entwicklung Deutschlands erhält. In der zweiten und dritten Lesung machte Miquel noch einige Rettungsversuche, aber er fand auf allen Seiten des Hauses nur Mißtrauen und einen gewissen dumpfen Widerstand gegen Alles, was er sagte.

Die Vorlage fiel. Was nun? Die Liberalen wollten den Bruch mit den Konservativen, Auflösung der Kammer und die Eröffnung einer neuen Ära. Ach ja, die liberale Ära! Darauf hatten sie sich schon den ganzen Sommer gefreut und waren daher muthig auf den Konflikt losgesteuert. Aber die Regierung that ihnen den Gefallen nicht. Dazu war auch der Anlaß so ungeeignet wie möglich; außerdem hätte diese Regierung unmöglich gegen die Konservativen regiren können. Die Konservativen hätten gern Alles beim Alten gelassen; aber nach den großen Worten mußte doch Etwas geschehen. So entschloß man sich denn zu kleinen Chikanen und zur Maßregelung der Beamten. Diese Maßnahmen hatten gar keinen Sinn. Ich will hier nicht untersuchen, ob die Maßregelung der politischen Beamten verfassungswidrig war oder nicht; Das wäre gefährlich, nachdem die Chronik der Majestätsbeleidigungsprozesse um den interessanten Fall des Herrn Klapper bereichert worden ist, der zu sechs Monaten Festung verurtheilt wurde, weil er die Bestrafung der Landräthe als Verfassungsbruch bezeichnet hat. Ganz sicher

aber widerspricht es dem Geist der Verfassung, wenn Beamte wegen ihrer Thätigkeit als Abgeordnete diszipliniert werden; denn zu den Fundamenten unserer Verfassung gehört die absolute Unverantwortlichkeit aller unserer Abgeordneten. Ich habe nicht die mindeste Ursache, mich an dem Treiben gegen Herrn von Miquel zu beteiligen, der seine Kollegen noch immer hoch überträgt. Alle Anerkennung aber für seine Verdienste und Fähigkeiten kann nicht blind machen gegen die Thatsache, daß er im Kampf für den Kanal aus den Widersprüchen nicht herausgekommen ist, daß er Fehler auf Fehler gehäuft und auch da, wo er richtig handelte, sich nachher ins Unrecht gesetzt hat. Alles, was dieser Minister in den Kanalverhandlungen that, war verkehrt und darum war die Niederlage, die er und die ganze Regierung erlitt, wohlverdient.

Der Landtag wird von Neuem über das Projekt zu entscheiden haben. Die Linke wird wiederum Alles thun, um das Unternehmen durchzusetzen; das Centrum wird versuchen, eine weniger klägliche Rolle zu spielen und geschlossenere aufzutreten; und die Konservativen werden hoffentlich unbeirrt auf dem beschrittenen Wege verharren.

Walter Ramper.



Kapitalistensorgen.

Der „faule Westen“ ist recht thöricht. Da liegen Produzenten und Konsumenten in ewigem Haber um die Waarenpreise und die gelehrten Nationalökonomten fabeln von der Bildung der Preise durch Angebot und Nachfrage, für die sie gar wirtschaftliche Gesetze ausgeheckt haben. Wie ganz anders denkt da doch Rütterschen Rußland! Im Gouvernement Warschau versuchten die Grubenbesitzer und Kohlenhändler dem Publikum höhere Preise zu diktiert und fühlten sich darin um so freier, als Syndikate dort unbekannt sind, Jeder also glaubte, thun und lassen zu können, was ihm gefiele. Das war aber doch eine Illusion und schneller, als es sonst je irgendwo gelungen ist, wurden Alle: Produzenten, Großhändler und Kleinhändler unter einen Hut gebracht und das Publikum jeder Auswahl und Sorge, welchem Lieferanten es sich am Besten anvertraue, überhoben. Wie ging Das zu? Sehr einfach, der General-Gouverneur dekretierte mit Genehmigung des Ministers: der Maximalpreis für das Kozec Steinkohlen wird auf einen Rubel fünfzehn Kopelen festgesetzt und wer sich dem Befehl nicht fügt, Das heißt: mehr fordert oder Kohlen zu höherem Preise verkauft, wandert unter freundlicher Reisefürsorge der Administration nach Archangel. Alle Engros- und Detailhändler werden zum Zweck der sofortigen und unweigerlichen Durchführung dieser Regierungsvorschrift bis auf Weiteres unter Polizeiaufsicht gestellt! Das war wirksam und verständlich und ein herrliches Verfahren, um die dummen Konkurrenzklämpfe zu beseitigen, vor denen wir rätselhafte Westeuropäer nicht zur Ruhe kommen können. Überschlüssen kann darauf mit Recht weidlich sein. Droht doch dort zum ersten April eine Erhöhung der Kohlenpreise um sechzig Pfennige, — nicht gerade, weil die Selbstkosten entsprechend gestiegen wären, sondern weil die Verbraucher auf das Produkt angewiesen sind und jeden Preis bewilligen müssen, so lange ihnen die Hilfe des englischen und rheinisch-westfälischen Wett-

bewerbes fehlt. Einige Heißsporne halten es nicht einmal für nöthig, mit der Vertheuerung der Kohle auch nur noch bis dahin zu warten, sondern fordern sie schon für den ersten Februar. Zwar zielt sich die Königliche Centralverwaltung in Jähre noch ein Wenig, aber es scheint ihr mehr auf den guten Eindruck einer solchen Sprödigkeit beim großen Publikum anzukommen als auf einen ernsthaften Widerstand und so wird auch sie wahrscheinlich nächstens nachgeben; am ersten April mag das selbe Spiel dann noch einmal wiederholt werden! Vielleicht giebt es bei Alledem naive Gemüther, denen es möglich erscheint, daß unseren hochmüthigen Bergwerksbesitzern Rücksichten auf das Allgemeinwohl über ihre Geschäftsinteressen gehen. Trifft Das aber schon bei der Preisbestimmung nicht zu, wie viel weniger ist zu erwarten, daß sie günstige Kaufangebote auf ihre Gesamtunternehmen aus Rücksicht auf die einheimische Volkswirthschaft zurückweisen werden. Nur bei den Bankinstituten findet dann der höhere Patriotismus noch eine geeignete Stelle, weil sie nicht gern gute und dankbare Kunden verlieren, und so lehnt denn jetzt eine der angesehensten westdeutschen Firmen die Finanzierung der an eine ausländische Gesellschaft verkauften Zeche „Kaiser Friedrich“ ab. Das Ausland scheint aber von dem ihm angefallenen Bergwerkseigenthum auf deutschem Boden auch nicht sonderlich entzückt zu sein, denn, nachdem die Zeche „Krone“ in den Besitz unserer westlichen Nachbarn übergegangen ist, werden heute ihre innerhalb zehn Jahren rückzahlbaren fünfprozentigen Obligationen zu dem lächerlich billigen Kurs von fünfundachtzig Prozent an den Markt gebracht. Obgleich in der Oeffentlichkeit die Warnungsrufe immer lauter werden, die auf eine Schmälerung der Montangewinne durch die schwierigen Arbeiterverhältnisse und die Kohlen- und Koksnoth in Folge des Wagenmangels der Eisenbahnen hinweisen, scheint die Spekulation um so weniger davon wissen zu wollen und ignoriert selbst das zeitweilige Mißbehörden der Börse, die geschont sein möchte, bis die Geldverhältnisse wieder einen Bankdiskont von etwa vier Prozent gestatten. Die einzige Belebung geht im Uebrigen zur Zeit von der hohen Politik aus, die sich unter dem neuesten Allererweltkurs an der herrlichsten Zukunftsmusik ergötzt. Auch die Börse lauscht mit verhaltenem Athem den lodenden Sirenenklängen und schon mögen die Phantasievollsten glauben, den Milliardenregen, den Flottenvergrößerung, koloniale Ausbreitung, neue Märkte und Auftheilung alter Weltreiche über das Deutsche Reich auszugießen versprechen, mit den Händen greifen zu können. Unter diesen Umständen wäre ihr die Vorsicht des preussischen Finanzministers zu wünschen. Keine andere Verwaltung ist in der Verhorrescirung unsolider Anleihewirthschaft so beständig darauf gerichtet, ohne Wechsel auf die Zukunft auszukommen. Während unsere großen Kommunen und Privatunternehmen sich durch keine Rücksicht auf den Stand des Geldmarktes und des Zinsfußes von Neuanlagen abhalten lassen, von denen sie sich Erfolg versprechen, wird in Preußen, so lange das Geld theuer und die Preise für Baumaterialien so hoch sind, trotz allen Versprechungen der Thronrede die Ausführung weiterer Kleinbahnbauten sistirt, selbst solcher, deren Projekte vollständig ausgearbeitet und für die die Mittel bereits bewilligt sind. Eben so wie die Börse, ja, noch mehr, setzt die Industrie ihre Hoffnungen auf die Verstärkung der Flotte, und wenn in diesen Tagen umfangreiche Käufe von Aktien der Donnersmarchhütte an den Börsen vorgenommen wurden, so wußten die kundigen Thebaner eben, daß die

Direktion sich in wenigen Wochen durch die Generalversammlung ermächtigen lassen will, ein neues Stahlwerk für die Befriedigung der Marinebedürfnisse zu errichten. Ist man aus keineswegs romantischen Reigungen also entschlossen, der nationalen Wehrkraft zur See zu dienen, so erinnert man sich aber zugleich doch der internationalen Verflechtung alles großkapitalistischen Thuns und Treibens und wird die Vergrößerung des Unternehmens dazu benützen, den Markt der Aktien durch ihre Einführung an ausländischen Börsen, in erster Reihe in Brüssel, zu erweitern. Die berliner Börse glaubte — was glaubt man nicht Alles einem ersehnten Haussestimulus zu Liebe? — kürzlich der Nachricht von einer bevorstehenden Verschmelzung der Laurahütte und Donnermarkshütte. Nun, davon kann in Wahrheit gar keine Rede sein: beide Unternehmungen floriren viel zu gut, als daß sie Anlaß haben sollten, eins beim anderen Anschluß zu suchen. Beide werden höchst intelligent geleitet und beide verfügen über reiche Reserven, deren Inanspruchnahme für absehbare Zeit ausgeschlossen ist. Die Laurahütte besitzt in ihren Kohlengrubenfeldern, deren Werth beständig steigt, die Schätze Abdallahs.

Andero steht es mit den ungarischen und österreichischen Kohlen- und Eisenunternehmen, die trotz allen politischen Verstimmungen die innige Verbindung für einander anstreben, die den Postkern beider Reichshälften immer schwerer fällt. Ihr Gewerbe ist verfaßten und so suchen sie sich zu befreundeten. Misery acquaints a man with strange bedfellows! Der transleithanische Handelsminister wird den Eisenwerken des Landes wegen ihres schlechten Geschäftserfolges, das nach Oesterreich und dem Ausland bestimmte Roheisen auf den Staatsbahnen zum Kostenpreis befördern, und damit die Interessenten einigen Verkehr in den Papieren dieser Unternehmen aufrecht erhalten können, wird an der budapester Börse heuer keine Umsatzsteuer erhoben werden, obgleich der Budgetvoranschlag eine solche bereits eingestellt hatte. Wenn man jetzt in Oesterreich darüber jubelt, daß das Drahtstiftkartell zum ersten Mal eine größere Bestellung auf Draht und Drahtstifte von holländischen Fabriken erhalten hat, so ist Das nur für die Anspruchslosigkeit symptomatisch, die die dortige Allgemeinauffassung der wirtschaftlichen Verhältnisse beherrscht. Sonst wurden diese Bezüge in Deutschland gedeckt. Während aber die deutschen Fabriken — eben so wie die englischen und belgischen Etablissements — mit Aufträgen überhäuft waren, befand sich das Donauraich allein in der glücklich unglücklichen Lage, Lieferungen jeden Umfanges für das Ausland übernehmen zu können, weil, so schwach seine Eigenproduktion ist, der Bedarf des inneren Marktes doch noch schwächer war. Stellt der Verkehr in Oesterreich einmal besondere Ansprüche, so fallen die Eisenbahnverwaltungen förmlich aus den Wolken und verzichten von vorn herein darauf, der Ausnahmelage gerecht zu werden. Was hilft es da, daß das Eisenbahnministerium auf glatte Abwicklung der Betriebsaufgaben dringt und das dividendenjüngliche Sparsystem der Privatbahnen tadelt? Das besondere Mißgeschick dieser Verwaltungen ist unter Anderem, daß sie Ausgaben und Einnahmen nicht in die rechte Balance zu bringen verstehen. So hat die „Oesterreichische Südbahngesellschaft“ in den letzten drei Jahren nicht weniger als 13 800 000 Gulden in Verbesserungen investirt, ohne ihre Einnahmen irgendwie im entsprechenden Verhältniß zu steigern, und sieht ihre Betriebsunkosten dabei noch um drei Millionen Gulden jährlich wachsen. Die Aktionäre mögen dann noch so unzufrieden sein,

der Verwaltung stehen die Wünsche der österreichischen Regierung, die auf umfangreiche Neubauten und Vermehrung der Betriebsmittel gehen, viel näher als Rücksichten auf ihre Aktionäre, die zum größten Theil Reichsdeutsche sind und sich gefallen lassen müssen, daß ihr Interesse den Ansprüchen einer auswärtigen Regierung preisgegeben werden, auf deren Verhalten sie selbst nicht den mindesten Einfluß ausüben vermögen. So dürfen sich auch die deutschen Gläubiger spanischer Rente nicht wundern, daß die dortige Regierung für die Stücke, die sich in Händen der Ausländer befinden, eine Couponsteuer von zwölfundeinhalb Prozent einführt, während die einheimischen Besitzer davon frei bleiben, nachdem sie im vorigen Jahre der Finanzreform des Landes einen kleinen Tribut entrichtet haben. Selbstverständlich muß sich in einem von den schlimmsten Unruhen geplagten Lande wie Venezuela das fremde Kapital erst recht das Meiste gefallen lassen und ein neugeborener Präsident tritt ohne Weiteres alle verbrieften Rechte mit Füßen. Komisch wirkt es da, daß die Deutschen, die sich zu Bahnbauten in dem unwirthlichen Lande haben beschwigen lassen und von ihren Garantien schmählich betrogen worden sind, die Hilfe der Regierung gegen angeblich ungerechte Richterprüche anrufen, — der selben Regierung, der nichts selbstverständlicher erscheint, als daß das fremde Kapital nach Möglichkeit auszubeuten ist. In Caracas wurden Bankiers und andere Leute, bei denen man Geld vermutete, auf Befehl der Regierung mit einer sogar für exotische Verhältnisse ganz neuen Art von Civilhaft bekannt gemacht, nicht, weil sie sich weigerten, eigene Schulden, sondern, weil sie nichts davon wissen wollten, Schulden der Regierung zu bezahlen. Erst nachdem sie ihre Ansichten darüber einer unfreiwilligen Revision unterzogen hatten, wurden sie wieder in Freiheit gesetzt. In Buenos-Aires ist es die Stadtverwaltung, die die mit den deutschen Elektrizitätsunternehmen geschlossenen Verträge einfach beiseite zu schieben sich ansetzt, nachdem die deutschen Gesellschaften mit großen Opfern Konzessionen für Beleuchtungs- und Straßenbahnanlagen erworben und den ursprünglichen Widerstand der Bevölkerung mit angestrengter Mühe überwunden haben. Jetzt glauben die weisen Stadtbehörden den Deutschen so viel abgedrückt zu haben, daß sie sie fürderhin entbehren können. Weshalb da noch Verträgen Treue halten? Trotzdem hören wir nicht auf, in die Ferne zu schweifen, und es ist nicht einmal selten, daß Deutsche gegen Deutsche im Ausland auf das Schärffste konkurriren. Was werden uns die neuesten Vorgänge in Böhmen bringen, wo fast die gesamte Kohlenarbeiterschaft in Aufruhr getreten ist? Werden die deutschen Grubenbesitzer mit Erschließungen eingreifen? Trotz verlockender Aussicht auf hohe Gewinne wäre Das gefährlich, denn der Kohlenmangel hat nachgerade sämtliche europäischen Produktionsgebiete ergriffen. Am Schlimmsten macht er sich zur Zeit in England fühlbar, wo die Knappheit des Materials und die Steigerung des Bedarfes durch den Transvaalkrieg zu Preisen geführt haben, wie sie seit fünf- undzwanzig Jahren nicht dagewesen sind. Auch Deutschland hat keinen Uberschuß für den Export und mag froh sein, wenn es nur einigermaßen den Inlandverbrauch befriedigen kann. Ein Glück wenigstens, daß die strenge Kälte nicht so lange angehalten hat, um Kohlen zu Hausbrandzwecken außergewöhnlich stark in Anspruch zu nehmen! Die böhmischen Grubenbesitzer werden also wohl nichts Besseres thun können, als die Lohnforderungen ihrer streikenden Arbeiter nach Möglichkeit erfüllen.

Notizbuch.

Der Deutsche Kaiser ist vor die rechte Schmiede gegangen, als er sich an die Lehrer der technischen Hochschulen mit der Forderung wandte, sie sollten ihren Schülern die Pflichten gegen die Arbeiter klar machen, denn aus dieser Schülerschaft — und aus der der Bergakademien — gehen die unmittelbaren Vorgesetzten breiter Arbeitermassen hervor. Freilich stehen die technischen Leiter der großen Privatunternehmungen und der Staatsbetriebe als Mitinteressenten in so inniger Verbindung mit dem Kapital, daß es fraglich erscheint, ob irgend welche Ermahnungen und Belehrungen der Professoren stark genug sein können, um dem Interesse auch nur das Gleichgewicht zu halten. Daß jedoch, wie der Kaiser in seiner Anrede an die drei Rektoren äußerte, die „bisherigen Richtungen ja leider in sozialer Beziehung vollständig verfaßt“ hätten, kann durchaus nicht zugegeben werden. Die Universitätsprofessoren haben einen sehr heilsamen Einfluß geübt; sie haben vielen tausend gebildeten Männern das soziale Gewissen geweckt und jene gesunden nationalökonomischen Ansichten und jene nützlichen Erkenntnisse verbreitet, ohne die weder auf dem wirtschaftlichen noch auf dem sozialen Gebiet erfolgreich reformiert werden konnte oder kann; daß sie von den Unbelehrbaren unter den Theoretikern und Praktikern als Kathedersozialisten gescholten und angefeindet wurden, ist ihr bester Ruhmestitel. Wenn freilich der Kaiser erwartet, daß irgend eine „Richtung“ der „vorübergehenden Erscheinung“ der Sozialdemokratie und allem sozialen Streit ein schleuniges Ende bereiten werde, so läßt er sich durch sein sanguinisches Temperament irre führen. Selbst die Bekehrung aller Arbeiter vom Margismus zum Volksismus und von revolutionären Gelüsten zur „Königstreue“ würde an den sozialen Schwierigkeiten, in denen wir stehen, nichts Wesentliches ändern. Nicht in den malkontenten Lebensarten der Sozialdemokraten und in ihren flottenwidrigen Abstimmungen liegt das Uebel, sondern in unserem verwinkelten wirtschaftlichen und politischen Zustande, von dem vorläufig kein Mensch voraussehen und voraus sagen kann, wie er sich in ferner Zukunft einmal entwirren wird.

ß

* * *

Es war nicht schön von Herrn Hertel, daß er den guten alten König Albert in den ganz unbegründeten Verdacht brachte, an der berühmten sächsischen Justiz schuld zu sein; wäre seine Äußerung nicht im Reichstage gefallen, so müßte er wegen Majestätsbeleidigung angeklagt werden. Und was werden die Vertreter der juristischen Wissenschaft zu dem Einfall sagen, die Justiz auf das Königthum gründen zu wollen, da doch jeder Student, wenn er es nicht schon auf dem Gymnasium gelernt hat, schon im ersten Semester erfährt, daß sie aus der römischen Republik stammt? Aber ein Wunder ist es nicht, daß in unklaren Köpfen schließlich ein Chaos entsteht, wenn das ganze Volk von gewissen Phrasen förmlich hypnotisiert ist. Wie werden spätere Geschlechter lachen, wenn sie lesen, daß im heutigen deutschen Bundesstaate, der drei Republiken und ein reichliches Duzend Herzog-, Großherzog- und Fürstenthümer umfaßt, die neue Tugend der „Königstreue“ als Kriterium echter patriotischer Gesinnung erfunden ward! Ist das Wort vielleicht eine Kollektivbezeichnung auch für Herzog-, Fürsten- und Republikentreue? Der nebelhafte Begriff der Königstreue, die manchmal auch monarchische Gesinnung genannt wird, ist ein Wechselbalg aus

zwei realen, aber unvereinbaren Begriffen: dem der germanischen Mannentreue und dem der modernen Staatsbürgergesinnung. Diese zweite, die Erneuerung des antiken Bürgerfinnes, fordert, daß ein Jeder seine Pflichten gegen den Staat erfülle und sich erforderlichen Falles für ihn opfere, gleichviel, ob dieser Staat eine Monarchie oder eine Republik ist; entstehen aber konnte diese Gesinnung nur in Republiken, weil es nur in solchen dem Einzelnen zum Bewußtsein kam, daß die *res publica* zugleich seine eigene Sache sei. Die germanische Mannentreue ist aber das gerade Gegentheil dieser Staatsbürgergesinnung, denn sie gilt einem Einzigen, Einzelnen, nicht dem Gemeinwesen. Eine besondere Konjunktur kann die Sache dieses Einen vorübergehend mit der *res publica* verschmelzen, nur ist Das nicht der gewöhnliche Zustand, — und im Römischen Reiche deutscher Nation war es nie der Fall. Wurde es doch gerade durch die Mannentreue aufgelöst, da die Stände ihren Territorialfürsten treuer waren als dem Kaiser und dem Reich. Die alte germanische Mannentreue war Das übrigens auch schon nicht mehr; denn diese beruhte darauf, daß sich der Mann selbst seinen Herrn frei wählte und daß Beide einen Jeden von ihnen gleichmäßig bindenden Vertrag mit einander schlossen. Heute, wo Jedermann in das Staatsbürger- oder Unterthanenverhältniß hineingeboren wird, kann schon lange keine Rede mehr davon sein. Die preussischen Offiziere und die märkischen Junker freilich haben noch etwas Aehnliches, da die Einen in ihrem obersten Kriegsherrn, die Anderen in dem Haupte des märkischen Adels einen Herrn verehren, der ihnen zwar durch Geburt zu Theil geworden ist, den sie aber zugleich freiwillig anzuerkennen ihre guten Gründe haben und der ihnen in einem anderen Sinne und in höherem Grade angehört als dem übrigen Volk. Dieses übrige Volk und der Staat jedoch kommen mit der aller urgermanischen Romantik entkleideten modernen Staatsbürgergesinnung vollkommen aus; und unser König und Kaiser steht sich nicht schlecht dabei; wissen doch alle Vernünftigen — und diese bilden die Mehrzahl —, daß ein lebenslänglicher und erblicher Präsident der Republik der bequemste und trotz hoher Civilliste wohlfeilste ist; und gegen die habsburgische, coburgische oder welfische Dynastie würden doch auch unsere Sozialdemokraten die Hohenzollern nicht austauschen müßen. Was aber die Komödie des Wettstreits der parlamentarischen Parteien um den Preis der Königs- treue zu bedeuten hat, Das wissen heutzutage selbst die politischen Säuglinge und es ist nur zu verwundern, daß nicht der ganze Reichstag in schallendes Gelächter ausbricht, so oft eines seiner Mitglieder das rührende Lied von der alleinigen oder der auch echten Königs- treue seiner Partei aufstimmt.

ß

Es ist ziemlich lange her, daß ich den Rabelais gelesen habe, und ich weiß daher nicht mehr, ist es Panurg, der dem Pantagruel gesteht, daß er heirathen möchte, oder ist's umgekehrt; kurz, der Heirathslustige begründet seinen Wunsch und der Andere sagt jedesmal: *Mariez vous donc!* Aber zu jedem Grunde fällt Jenem ein Gegengr und ein, nach dessen Darlegung der Andere jedesmal sagt: *Poinct donc ne vous mariez!* Ein beliebiger Romanschreiber hat dieses nette Gespräch nachgeahmt. Warum sollte Das unsereins nicht auch einmal thun? Denken wir uns also einen Bischof von Straßburg, der als Vertreter des bildungsungrigen Theiles seines Klerus mit einem klugen Papst folgendes Gespräch führte. B.: „Ich möchte mich sozusagen mit der deut-

sehen Bildung verheirathen und eine theologische Fakultät gründen; es wäre doch hübsch, wenn man in seinem Klerus so versl. . . gescheite Kerls hätte wie die Reichensperger, Windthorst, Hige, die alle an der Universität studirt haben; Lieber hat doch wenigstens beständig Umgang mit Akademikern gehabt, sonst wäre er am Ende gar nicht gescheit geworden.“ P.: „Run, so thu's!“ B.: „Aber die Leute, die ein freies Studentenleben geführt haben, werden leicht unbotmäßig.“ P.: „Run, so laß es!“ B.: „Aber kann nicht auch zuviel Disziplin im Regiment der Kirche gefährlich werden? Wie, wenn der Regimentskommandeur ein Rebell oder ein Dummkopf ist? Es kann ja nach mir ein Bischof kommen, der weniger klug und fromm ist als ich und der vom unbedingten Gehorsam seiner Truppe einen schlechten Gebrauch macht.“ P.: „Run, so stifte die Fakultät!“ B.: „Aber wenn nun aus solchen gelehrten Köpfen lauter Döllinger, Reusch und Friedrich werden?“ P.: „Run, so stifte sie nicht!“ B.: „Aber wenn uns die im Seminar ausgebildeten, überfrommen Geistlichen mit einer Miß Vaughan und ähnlichen Dummheiten blamiren?“ P.: „Run, so stifte die Fakultät!“ B.: „Aber, wenn nun aus diesen Burtschen, die in Cereviskappen herumschwärmen, verweltlichte Geistliche werden?“ P.: „Run, so bleibe bei der Seminarbildung!“ B.: „Ja, was nützt mich die Seminarbildung, wenn die jungen Leute während ihrer Studienzeit sorgfältig vom Leben und den Zeitströmungen abgeschlossen werden und dann auch im Amte dem Leben fremd bleiben, den Zeitgeist nicht verstehen und keinen Einfluß auf Leben und Zeitgeist gewinnen, so so daß uns die ungläubige Wissenschaft die Gebildeten und die Sozialdemokratie das Volk wegkapert?“ P.: „Run, so stifte die Fakultät!“ B.: „Aber am Ende wird ein Klerus, der schon von seinen Studienjahren her im Strom der weltlichen Interessen schwimmt, zuletzt auch national, sozial und was sonst Alles, so daß für Alexikales und für Rom in seinem Herzen kein Raum bleibt?“ P.: „Run, so laß es bleiben!“ B.: „Aber es ist doch auch nicht schön, wenn verbohnte Kapläne — es können nur seminaristisch gebildete gewesen sein — gleich über eine Communio in saoris zetern, weil die katholischen Militärgeistlichen am Neujahrstag an der vom Kaiser angeordneten und geleiteten Fahnenweihe Theil genommen haben. Durch solchen unklugen Fanatismus können wir uns nur die werthvolle Huld der Allerhöchsten Herrschaften verschmerzen und allenfalls eine neue diokletianische Verfolgung heraufbeschwören, wie wir sie unter dem gottlosen Bismarck ausgestanden haben.“ P.: „Run, so stifte die Fakultät!“ Und so weiter in infinitum. Man braucht das Gespräch nur umzustülpen, so wird eine Unterredung zwischen dem preussischen Kultusminister und dem König daraus; ein Bruchstück davon hat Bismarck einmal zum Besten gegeben, als er bei dem schwierigen Geschäft des vorsichtigen Abbruchs des falschen Gebäudes gestand, der Staat sei selbst schuld daran, daß der katholische Klerus ihm solche Schwierigkeiten bereite, warum habe er ihn so gescheit und thätig gemacht! Und mutatis mutandis kann das Gespräch der Oberpräsident von Posen mit dem preussischen Minister des Innern führen. Es bleibt die ewige Qual der Herrschenden, müßen sie Hierarchen, Könige, Fabrikanten, Kapitalisten, Herrenvölker oder herrschende Parteien sein, daß sie zu keiner sicheren Entscheidung der Frage gelangen: Wie fahren wir am Besten, wenn wir über Kluge oder Dumme, Starke oder Schwache, Glückliche oder Unglückliche herrschen? Vor dem jüngsten Tag wird's wohl auch nicht sicher herauskommen, wie die Frage zu entscheiden war. ß